Schriften

von

Karl und Karoline Woltmann.

Fünfter Band.

Berlin 1806.

In der Realſchulbuchhandlung.

Lebensbeschreibungen

durch

Karl und Karoline Woltmann.

Erster Theil.

Berlin 1806.

In der Realschulbuchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorerinnerung.

Margaretha von Anjou erſcheint hier zum erſtenmal: Albrecht von Wallenſtein verbeſſert und ſehr vermehrt.

Berlin im September 1806.

Margaretha von Anjou.

Nachdem die englische Herrschaft über Frankreich durch die Jungfrau von Orleans gebrochen und der Muth des französischen Volkes wieder gehoben war, mußte das königliche Haus von England die Länder, die es noch jenseit des Kanals besaß, durch Verbindungen mit den mächtigen Fürsten schützen, die als Vasallen, nur in scheinbarer Abhängigkeit vom französischen Thron waren. Deshalb hatte der verständige Herzog von Glocester, Regent von England und Oheim des minderjährigen Königs Heinrich, eine Vermählung desselben mit der Tochter des Grafen von Armagnac gewünscht und betrieben. Sie hätte ihrem Gemahl als Erbtheil die Staaten ihres Vaters zugebracht, die benachbart mit

Guyenne zur Sicherung dieſer vornehmſten Beſitzung der Engländer in Frankreich von ausgezeichneter Wichtigkeit waren.

Der Herzog von Gloceſter war mit dem Grafen von Armagnac ſo weit in Unterhandlungen gekommen, daß die brittiſche Nation mit freudiger Zuverſicht die Vermählung ihres Königs mit der Erbgräfin von Armagnac erwartete; aber das Gemüth deſſelben zerſtörte dieſe Hoffnung.

In ſeinem achten Jahre mit den Kronen von Frankreich und England beſchenkt und jetzt im dreiundzwanzigſten viel zu ſchwach, nur eine derſelben zu tragen, bedurfte er ſchlechterdings einer Gemahlin, an welcher er ſich im Leben halten und die für daſſelbe die männliche Rolle übernehmen konnte. Wenigſtens war dies Bedürfniß ſeines Herzens, und alle Leidenſchaft, deren ſeine Natur fähig war, entſtand aus dem Streben, ſich durch einen ſolchen Bund den mangelnden Gehalt zu geben.

Schon der Ruf von dem reichen, muthigen

Geiſt und der Schönheit Margaretha's von Anjou entzündete ſeine Seele, welche auf das leidenſchaftlichſte beim Anblick eines Gemäldes von ihr bewegt wurde, das der Graf von Suffolk ihm aus Frankreich überſandte.

Sogleich gab er dieſem Vertrauten Befehl, in ſeinem Namen, ohne Wiſſen des Herzogs von Gloceſter um ſie zu werben. Daß ihr Vater, König René von Sicilien, Neapel und Jeruſalem, von allen dieſen Reichen gar nichts beſaß, und vom fremden Wohlwollen unterhalten, ſich glücklich pries, zu Nancy leben zu können; daß der Graf von Armagnac für die Schmach der verlaſſenen Tochter ſich furchtbar an Guyenne rächen werde; daß es nur bei dem Herzog von Gloceſter ſtehn mogte, die Beleidigung, welche ihm und der brittiſchen Nation durch die Vermählung Heinrichs mit Margaretha widerfuhr, zu benutzen, um ſelbſt den engliſchen Thron zu beſteigen: alles dies kam jetzt in keine Erwägung. Der leidenſchaftliche Jüngling ſtand ſogar nicht bei ſich an, die Provinzen Anjou und

Maine, in deren Beſitz noch die Engländer waren, an das Haus der Geliebten zu verſprechen.

Als der Herzog von Glocester gewahr wurde, wie weit die Verhandlung zu Nancy gediehn war, und wie ſeine Gegner unter den brittiſchen Großen, zu welchen auch der Graf von Suffolk gehörte, alles aufopfern würden, um ſie ihrem Wunſch gemäß zu beendigen, ſorgte er nur, die Erbitterung der Nation wider diese Heirath ihres Königs zu beſänftigen, und dies geſchah durch ſeine beſtimmte, offne Beförderung der Uebereinkunft mit König Renē. Unter dem Jubel des engliſchen Volkes ward Margaretha am dreiſſigſten Mai des Jahrs 1445 zu Weſtmünſter gekrönt.

Erzogen von einem Vater, wie König Renē, deſſen friſches ritterliches Gemüth durch ein Schickſal, welches ihm drei nichtige Kronen gab, an abentheuerlichen Muth gewöhnt war; früh bewundert und von der Natur eben ſo verſchwenderiſch mit Vorzügen ausgeſtattet, als durch die Kraft ihres Willens ausgebildet, hätte ſie nur

durch die Ehe mit einem Mann, der als ſolcher ſo vollkommen, wie ſie als Weib geweſen wäre, und deshalb höher geſtanden hätte, innerhalb des weiblichen Kreiſes erhalten und weiblich glücklich werden können. Als Gemahlin Heinrichs des Sechſten von England mußte ſie beim Ehrgeiz das Glück ſuchen, was ihr die Liebe vorenthielt, und es ſchien ihr Frevel gegen ihre gerechten Anſprüche, wenn mit der Macht ihres königlichen Gemahls noch ein andrer, als ſie, zu ſchalten wagte. Der Herzog von Gloceſter mußte geſtürzt werden, wenn ſie in England ihre Heimath finden ſollte.

Leicht ward es ihr, die Ehrfurcht zu erſchüttern, welche Heinrich gegen ſeinen Oheim empfand, ſchwerer, ihn zurückzuhalten, daß ſein jähzinger Zorn nicht kraftlos wider den Herzog aufflammte, ehe der Sturz deſſelben hinlänglich vorbereitet war. Die Liebe der Nation für ihn, welche beſtätigte, was anfänglich Heinrich zu ſeiner Gemahlin ſagte, daß Gloceſter nie ſeine Macht gemißbraucht habe, erforderte bei dem

Beginnen zu seinem Verderben die äußerste Vorsicht.

Einige Bewegungen, welche der Graf von Armagnac in Guyenne wider die englische Regierung veranlaßte, wurden von Margaretha und ihrer Parthei so vorgestellt, als gehörte der Herzog von Glocester mit unter die Anstifter derselben, um durch seine Freundschaft mit dem Grafen von Armagnac sich einen unabhängigen Staat in Guyenne zu errichten. Allein der König selbst glaubte nicht an diese Erdichtung und alle böse Laune, die man ihm wider seinen Oheim beibrachte, währte immer zu wenig Augenblicke, die schuldige Ehrfurcht kehrte immer zu schnell zurück, als daß sich ein Plan entwerfen ließ, den Herzog durch die Macht des Throns zu Grunde zu richten. Man beschloß daher, ihm förmlich vor dem Parlament den Proceß zu machen.

Der König durfte es nicht zu London zusammen berufen, welche Stadt zu sehr die Verdienste Glocesters ehrte; sondern zu Edmondsbury, wo der Angeklagte der Gewalt mehr preisgege-

ben war, ſollte er vor ſeinen Richtern erſcheinen. Selbſt da blieb ſeine Vertheidigung bei der groſſen Gunſt der Nation für ihn ſeinen Feinden gefährlich, und eben deshalb ließ Margaretha nach der erſten Anklage dem Herzog ſeine volle Freiheit, damit er ſich der Gefahr entziehen und nach Frankreich übergehen mögte, durch welche Flucht er dem Vorwurfe, daß er ſich in Guyenne eine eigene Macht gründen wolle, Scheinbarkeit gegeben hätte. Allein Gloſter ſah der Gefahr kühn entgegen, vom Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld feſtgehalten und vielleicht auch der einzigen Schuld, die auf ſeinem Leben ruhte, von welcher er, nach der ſtolzen Offenheit ſeines Charakters, es reinigen wollte durch ein öffentliches Bekenntniß derſelben.

Als ſeine Macht während der Minderjährigkeit Heinrichs im höchſten Glanze war, daß allgemein geachtet würde, er dürfte ohne Scheu ſich die Krone ſelbſt aufſetzen, erſchien am Hofe Anna Nevill, die Tochter des Grafen von Salisbury. Ihre Anmuth und Schönheit bezau-

berten den Regenten, der um diese Zeit Wittwer geworden, und sogleich den Gedanken faßte, sich mit Lady Nevill zu vermählen. Aber weit entfernt von jenem frischen Alter, wo Liebe unmittelbar um Liebe wirbt, machte er Anna's Vater zum Vertrauten seiner Absicht, welche ihr selbst noch verhehlt wurde. Um so freier schaltete sie mit ihrer Gunst und erwiederte die heftige Leidenschaft, die der Herzog von Sommerset, wiewol schon verheirathet, für sie gefaßt hatte. Sie war dem Herzog von Gloceſter verborgen, als er mit seinem Antrag hervortrat, welchem Anna unter Beistimmung des Geliebten Gehör gab; aber seinen berechnenden Blicken konnte sie nicht lange verheimlicht werden, und er verfolgte mit der Wut des beleidigten Stolzes die ersten Spuren seines Argwohns. Den Tag vorher, da die Hochzeit seyn sollte, sahn sich die Liebenden verkleidet in einem Dorfe unfern London. Gloster vernahm von seinen Kundschaftern, welche Sommerset nicht erkannt hatten, daß die Lady allein mit einem Mann, der ihr Geliebter schiene, dort

weile. Er beſchloß, die Liebenden mit eigner Hand zu durchbohren, und ſtürmte nach ihrem Aufenthalt mit vertrauten: Geleite. Sie waren ſchon auf der Heimkehr nach London. Er hörte es von einigen Landleuten, welche ſagten, daß die Frau mit anderm Volke in einem Nachen die Themſe hinabgefahren ſei. Gloſter eilte zurück, um ſie beim Ausſteigen zu überfallen. Ein Nachen landet, wo er in nächtlichem Dunkel harrt: nichts erkennend, fragt er: von wannen das Schifflein? und glaubt nun, ſein Opfer gewiß zu haben. Er ſpringt ſelbſt in den Nachen, wähnt die Lady zu ſehn und ſtößt einer Frau den Dolch in den Buſen, ſein Gefolge dolcht die wenigen Uebrigen nieder. In grauſer Stille verſenken ſie Fahrzeug und Leichen; und Gloſter iſt überzeugt, ſeine blutige Rache verborgen zu haben. Er klagt ſich ihrentwegen nicht an, und der Einzige, welchem er Rechenſchaft deshalb geben will, Anna's Vater, wird von ihrer Schuld und ihrem Schickſal unterrichtet. Salisbury glaubt auf Gloſters Zeugniß die Schande ſeiner

Tochter und billigt die Rache; doch will auch er, daß beides verschwiegen bleibe.

Jahre vergingen und über dem Geheimniß ruhte tiefes Schweigen; aber bei der ersten Anklage gegen den Herzog von Gloceſter, indem er mit dem König und Margaretha zu Rathe ſaß, erſchien in Trauerkleidung Anna Neyill.

Sie war in dem Boote geweſen, wo Alles gemordet wurde; doch des Herzogs Stimme erkennend hatte ſie ſich in die Themſe geſtürzt. Durch die weibliche Tracht jener Zeit begünſtigt, war ſie von den Fluten weggetragen, bis das Licht einer vorüberſchiffenden Chaluppe auf ſie fiel. Sie ward bemerkt und gerettet von einem Schiffskapitän aus der Normandie, welcher ſie auf ſeinem Schiffe verborgen hielt, bis er nach Frankreich überging. Dorthin kam zu derſelben Zeit Margaretha Stuart, als Braut des Dauphin. Ihr offenbarte ſich Anna zum Theil, und lebte von ihr beſchützt, unerkannt in der Verkleidung zu Paris, bis ihr der Tod ihre Beſchützerin entriß. Mit kühnem Vertrauen eilte ſie nun

zu Margaretha von Anjou in dem Augenblick ihrer Ueberschiffung nach England, und empfing sogleich die Verheissung vollkommnen Schutzes. Dem Geiste dieser Fürstin waren schon alle Pläne gegenwärtig, wofür sie die romanhafte Erscheinung benutzen konnte, und Anna Nevill wurde gleichsam der Mittelpunkt, von welchem aus sie die brittischen Großen zuerst berühren wollte.

Der Herzog von Sommerset, welcher vom Schicksal Anna's keine Spur entdeckt und Jahre in Trauer um sie zugebracht hatte, ward sogleich auf das innigste an die Königin gekettet, welche dem Ueberraschten die noch immer zärtlich Geliebte zurückgab. Er war jetzt Wittwer und durch seine Vermählung mit ihr hoffte die Königin das große Haus der Nevills zu gewinnen. Mit äußerster Vorsicht mußte er dem Grafen von Salisbury seine Schuld am Geschick Anna's und die Wahrscheinlichkeit offenbaren, daß sie noch lebe. Allein die Antwort des Vaters war, daß er dann seine schandvolle Tochter mit einer gewissern Faust, als Gloster, durchbohren werde.

Je mehr dieſer Verſuch mißlungen war, deſto heftiger mußte geeilt werden, Anna's Gegenwart zu benutzen; denn es ließ ſich erwarten, daß Salisbury dem Herzog von Gloceſter ſogleich mittheilen werde, was er von Sommerſet erfahren hatte. Dieſer, bisher mit ihm in ſcheinbar freundſchaftlichem Verhältniß, mußte nun ſeiner eignen Rettung wegen, eilen, ihn zu verderben. Deshalb machte er den Ankläger in jener Stunde, wo Anna vor dem erſchütterten Gloſter wie ein Geſpenſt auftrat.

Der Herzog war zu ſtolz, ſeine That einen Augenblick zu leugnen und bangte nicht vor dem Gedanken, im Angeſicht der Nation ſie zu bekennen. Dieſe richtete über Anna's Schuld, die ſich darthun ließ, ſicher eben ſo ſtrenge, als er ſelbſt, und der Schuldigen eigener Vater ſprach ihn laut frei, mit verdammender Stärke wider ſeine Tochter. Er brauchte ſich gewiß nicht damit zu entſchuldigen, daß er dies eine Mal von Wut hingeriſſen worden und ſein ganzes übriges Leben voll von Verdienſten gegen das Vaterland ſei.

Wahrscheinlich entzog er sich auch deshalb nicht der drohenden Gefahr, wozu ihm die Königin und seine Feinde so sichtbar Zeit ließen, weil ihn die Entwicklung der Verhältnisse der wenigstens ehmals von ihm geliebten Anna auf dem Schauplatz festhielt. Ohne Zeichen von Unruhe erwartete er in seiner Wohnung den Tag, wo er vor dem Parlament erscheinen sollte. Da geriethen seine Feinde in ungemeine Bestürzung, und stellten dem König vor, wie wenig es schicklich sei, daß Gloster, der doch ein großes Verbrechen schon bekannt hätte, noch frei umhergehe und in Gestalt eines Unschuldigen vor seinen Richtern erscheinen solle; und der schwache König gab dem Konnetabel von England den Befehl, den Herzog gefangen zu nehmen und nach dem Tower zu bringen. Gloster reichte ihm sein Schwert mit einem tiefen Seufzer, daß seine Feinde über die Güte Heinrichs gesiegt hätten.

Mit Staunen empfing er im Gefängniß einen Besuch von seinem eigentlichen und öffentlichen Ankläger, dem Herzog von Sommerset,

welcher von der Angſt getrieben wurde, daß Gloſter in ſeiner Vertheidigung die ganze Schuld der geliebten Anna Nevill offenbaren und ſo Schande über ſeine künftige Gemahlin bringen mögte. Er geſtand dem Gefangnen, daß er der Geliebte Anna's geweſen ſei und ſie noch liebe; daß er ihrentwegen, ſie zu rächen und retten, die Anklage unternommen habe, aber auch Alles zur Rettung Gloſters thun wolle, ſobald dieſer nur förmlich die Beſchuldigungen widerriefe, die er wider Anna bei ihrem Vater vorgebracht hätte. Durch einen ſolchen Antrag fand ſich der Herzog überaus beleidigt: er verbarg ſeine Wut nicht und wiederholte einigemale die Verſicherung, daß er im Gegentheil Anna's Verbrechen mit den ſchwärzeſten Farben der Nation ſchildern werde. Sommerſet ſah nun keine Rettung ſeiner Geliebten, als die äußerſte Gewalt. Er warf ſich auf Gloſter, und bei dieſem Zeichen ſtürzten einige Männer hinzu, die ihn in ſeiner Gegenwart erwürgten. Darauf ließ er ihn ins Bette legen, als ruhig ſchlafend, und kehrte

heim

heimlich zurück, wie er gekommen war, mit Beihülfe eines Officiers vom Tower. 1447. Febr. 28.

Es läßt sich nicht bestimmen, in wiefern die Königin von dem Vorhaben Sommersets unterrichtet gewesen sei; aber sicher konnte er darauf rechnen, daß sie die mörderische That gut hieß, von welcher sie zu große Vortheile erndtete. Nur von der Todesstunde Glosters an konnte sie sich als Besitzer der königlichen Macht betrachten, und nur sein Ruin verhinderte ihren. Er hatte ihr zwar von ihrer ersten Erscheinung in Britannien an, Beweise von Ehrfurcht und Wohlwollen gegeben, und sich erhaben über jede Empfindlichkeit gezeigt, daß durch ihre Vermählung mit dem König sein Lieblingsplan unter gehässigen Umständen gescheitert war; aber ihre letzten Schritte wider ihn hatten ihm zu sehr verrathen, wonach ihr Ehrgeiz durstete, als daß er ihr nicht hätte entgegentreten müssen, so lange er athmete.

Die Nation trauerte tief über Glosters Tod,

und Margaretha war viel zu klug, dieſe Trauer hemmen oder drücken zu wollen. Sie ſtimmte vielmehr darin ein, und ließ des Herzogs Leichnam drei Tage öffentlich ausſtellen. Man nahm keine Wunde an ihm wahr, und wenn die nähere Umgebung der Hofpartheien die Urheber des traurigen Ereigniſſes errieth: ſo entſtand im Volke nicht aller Glauben den Gerüchten, die vom Hof ausgingen, daß ſich Gloſter ſelbſt gewürgt oder vergiftet habe.

Vieles traf unmittelbar nach ſeinem Tode zuſammen, um ſeinen Verluſt die Nation tief empfinden zu laſſen. Der ſtolze und planvolle Herzog von York war jetzt für die herrſchende Parthei der gefährlichſte Nebenbuhler, zumal da er behauptete, ein Recht auf die Krone ſelbſt zu beſitzen. Herzog Heinrich von Lankaſter hatte freilich König Richard den Zweiten vom Thron geſtürzt, und in ſeinem glücklichen Raub der engliſchen Krone lag weſentlich das Recht, womit ſie ſein Enkel Heinrich der Sechſte jetzt trug; aber die Rechtsanſprüche an ſie durch Erbfolge

konnte er nur vom dritten Sohn des Königs Eduard des Dritten herleiten, indem vom zweiten, dem Herzog von Clarence, der Herzog Richard von York abstammte, so daß er in der Ordnung der Erbfolge vor dem König ohne Zweifel stand. Seine großen persönlichen Eigenschaften, besonders sein kriegerischer Muth und seine männliche Verschlossenheit machten seinen Ehrgeiz, der einem solchen Rechte ganz entsprach, sehr gefährlich, zumal einem so furchtsamen und milden Jüngling, wie König Heinrich, gegenüber. Dazu kam, daß er überaus reiche Güter besaß, und in Verbindung mit den angesehnsten Häusern Britanniens war, vorzüglich durch seine Vermählung mit der Tochter Ralph Nevills, Grafen von Westmoreland. Auch war ihm die Statthalterschaft in Frankreich übertragen, und er führte den Oberbefehl in der Normandie.

Margaretha stand zu ihm in einem sehr gespannten Verhältniß. Der Herzog von Glocester hatte ihn ihr zum Gemahl bestimmt, um ihre Vermählung mit Heinrich abzuwenden; al-

lein der wirkliche König ward dem vorgezogen, der nur Ansprüche auf eine Krone hatte. Dann hatte sie versucht, ihn zu gewinnen, gerührt von seinen persönlichen Eigenschaften und seinem wichtigen Einfluß auf die brittische Nation; allein in seine verschloßne Brust drangen keine Weiberkünste. Um so mehr mußte nun geeilt werden, seiner Furchtbarkeit Abbruch zu thun, und man fing damit an, daß man ihm seine Statthalterschaft nahm. York ertrug es mit scheinbarer Gleichgültigkeit.

Sein Nachfolger in der Normandie war der Herzog von Sommerset, auf welchen die Königin als einen treuen Genossen bauen konnte. Allein er ging schon mit zerrißnem Herzen hinüber; denn die geliebte Anna Nevill, die seine Zärtlichkeit gränzenlos und schwärmerisch erwiedert hatte, wandte sich von ihm mit geheimen Schaudern, seitdem er Mörder geworden, und weigerte sich unter manchen Vorwänden, ihm nach Frankreich zu folgen oder sich mit ihm zu vermählen. Ausserdem übernahm er die Statt-

halterschaft unter ungünstigen Umständen. Durch die Abtretung der Provinz Maine hatten die Engländer den Schlüssel zu der Normandie weggegeben, und König Karl der Siebente von Frankreich hatte seit dem Waffenstillstande mit England (1443 Mai 28) planmäßige Rastlosigkeit verwendet, um die zerrüttete französische Kraft wieder herzustellen.

Als unter solchen Umständen das Kriegsfeuer wieder ausbrach, unterlagen die Engländer leicht dem reissenden Erfolge der Waffen des Königs von Frankreich, und sowol die Normandie als Guyenne gingen ihnen in kurzer Zeit verloren. Sie wurden fast gänzlich aus Frankreich vertrieben.

Für Margaretha war der Unwille der englischen Nation über diese Schmach durch alle Nebenverhältnisse drückender. Dem todten Glocester, dem lebenden York, welchen sie aus Frankreich weggedrängt hatte, dienten diese Niederlagen zum Triumph. Auf sie brachten sie den Verdacht, als sei es ihrer Vorliebe für ihr Va-

terland und ihre Familie angenehm, Frankreichs Flor durch die engliſchen Unfälle begünſtigt zu ſehn. Ihr Genoſſe Sommerſet war es, welcher die ſchöne Normandie preisgab und ihr vertrauteſter Liebling, der Herzog von Suffolk, ward vor allen angeklagt, an der Erniedrigung Englands Schuld zu ſeyn.

Seit Gloſters Tode hatte offenbar er alle Regierungsgewalt mit der Königin übernommen. Er war ihr vertraut geworden, da er als Graf von Suffolk für den König um ſie geworben, und die heftige Leidenſchaft, die er ſelbſt für ſie faßte, ſcheint Margaretha nicht von ihm entfernt zu haben. Wahrſcheinlich rechnete ſie ihm dieſelbe ſogar als ein Verdienſt an: wenigſtens läßt ſich ſonſt nicht begreifen, wie ſie bei ihrem eindringenden Geiſte einem ſo verdienſtloſen Manne ſo ganz ergeben ſeyn konnte.

Kaum war die Nachricht verbreitet, daß die Engländer aus Frankreich vertrieben wären, ſo erhob das Haus der Gemeinen wider Suffolk eine Klage, die auf den zwei Hauptpunkten be-

ruhte, daß er durch Verrätherei die franzöſiſchen Provinzen an den Feind gebracht, und daß er habſüchtig, ungerecht, tyranniſch im Innern Englands gewaltet, die Schätze der Krone in Schulden verwandelt habe. Schwerlich ließ ſich irgend einer dieſer Punkte darthun, und das Unnatürliche der engliſchen Herrſchaft in Frankreich, die aufgelöſete innere Ordnung trugen eine Schuld, die ihm beigemeſſen wurde. Indeſſen blieb ausgemacht, daß er ein unfähiger Staatsmann mit ſchlechtem Herzen ſei, und um ſo gefahrvoller bedrohte ihn die Schuld der Umſtände und der Haß der Nation.

Die Königin gerieth darüber in die lebhafteſte Unruhe. Sie ließ ihn in den Tower bringen, vielleicht nur, ihn zu ſichern, und beſuchte ihn im Gefängniß, um ſich von ſeinem Anblick ſo rühren zu laſſen, daß ſie ihm Freiheit und Rang wiederſchenkte. Dann rieth ſie ihm, den Oberbefehl über Truppen zu übernehmen, die in der Normandie landen ſollten, und verbreitete darauf, daß er ſchon dahin abgegangen ſei. Al-

lein eben dieſe leidenſchaftliche Theilnahme der Königin für ihn ſpornte ſeine Verfolger. In der Angſt gerieth ſie auf den Einfall, ihren Gemahl eine richterliche Scene ſpielen zu laſſen, wodurch der geliebte Suffolk gerettet würde. Der König berief die geiſtlichen und weltlichen Lords in ſein Zimmer, und der Angeklagte ward vorgeführt. Auf die Frage: was er zu ſeiner Vertheidigung ſagen könne? ergab er ſich in die königliche Gnade. Heinrich ſelbſt ſprach ihn darauf von der Anklage des Hochverraths frei, nicht ſo von der fehlerhaften Geſchäftsführung, und verbannte ihn auf fünf Jahre aus dem Königreich. Schweigend vernahmen die Lords dieſen Ausſpruch, welcher mehr Beſchützung war, als Strafe.

Zwei Franzoſen am engliſchen Hofe wurden durch Margaretha's Verheiſſungen bewogen, den Günſtling zur Nachtzeit an den Strand zu geleiten, wo ihn ein Schiff unter einem franzöſiſchen Kapitän aufnahm. Freudig entfernte ſich Suffolk von der engliſchen Küſte, als plötzlich

sein Fahrzeug von einem Kriegsschiff angehalten wurde. Der Befehlshaber desselben ruhte sogleich von seiner Nachsuchung, als er den Herzog gefunden hatte. Er nahm ihn stillschweigend in sein Schiff hinüber, und die Mannschaft faßte ihn auf seinen Wink, und schlug ihm den Kopf ab, ehe der Unglückliche ein Wort gesprochen hatte. Leiche und Haupt wurden nachlässig auf den Sand von Dover geworfen.

Schon glaubte Margaretha ihren Liebling sicher in Frankreich, als sie hörte, daß seine Leiche in London zur öffentlichen Schau dargelegt sei, und von dem jauchzenden Volk verhöhnt werde; und bei dieser gräßlichen Nachricht verbot ihr die Klugheit, ihr zerrißnes Herz in Thränenfluten zu verrathen. Sie erschien öffentlich mit unerschütterter Standhaftigkeit und forschte nicht nach, auf wessen Anstiften Suffolk so grausam geopfert sei; denn an der Nationalfreude darüber merkte sie, daß seine Ermordung, von welchem seiner Feinde sie veranstaltet seyn mögte, von der Nation gegen jede Ahndung gesichert seyn werde.

In ihrer ganzen Umgebung fand die Königin jetzt keinen Vertrauten, den sie zum Nachfolger Suffolks hätte wählen können, als den Herzog von Sommerset. Er war es freilich, unter dessen Befehl die Normandie für die Engländer verloren gegangen, und ihn traf der Haß der Nation so wütend als seinen Vorgänger, wiewol er als der eigentliche Mörder Glosters nicht bekannt war; allein eben wegen seiner Verbrechen, die Margaretha kannte, glaubte sie ihn am besten zügeln zu können.

Auf den ersten Ruf eilte Sommerset an den Hof, wo die geliebte Anna Nevill lebte und von der Königin fortdauernd mit dem innigsten Vertrauen behandelt wurde. Allein statt der Geliebten fand er ein Schreiben von ihrer Hand, worin sie bekannte, daß ihr Herz nicht mehr für ihn schlage, und sie deshalb seine Gegenwart meide. Von Schmerz durchdrungen stürmte er mit Vorwürfen gegen Margaretha, daß sie ihm seine Geliebte nicht besser bewahrt habe, und ihn beschwichtigte kaum der Gegenvorwurf, daß die-

ser Liebe wegen schon Suffolk gefallen sei, dem der Tod Glosters beigemessen worden.

Auch tröstete ihn die Hoffnung, vermittelst der Gewalt, die ihm übertragen wurde, die Spuren der Geliebten zu entdecken, die mit einem kleinen Gefolge plötzlich den Hof verlassen hatte, ohne daß irgend jemand wußte, welchen Weg sie genommen habe. Er erforschte bald, daß sie auf einem Landgute des Herzogs von York mehrere Tage zugebracht hätte, und dann nach Irland übergegangen wäre, indem sich damals ihre beiden Brüder, der Graf von Warwick und der Ritter Thomas Nevill, zu Dublin aufhielten.

Dort lebte aber auch der Herzog von York, welchem sie durch Freundschaft verbunden waren, und nun bezweifelte Sommerset nicht mehr, was der Ruf von Zärtlichkeit zwischen Anna und diesem Fürsten gesagt hatte. Auch überkam bald die Kunde, daß der Herzog die Geliebte mit den höchsten Ehrenbezeugungen zu Dublin empfangen habe, und frei durch den Tod seiner Gemahlin, sich mit ihr vermählen wolle.

Der Haß Sommerſets und der Königin wider York ward nun unermeßlich, wie die Furcht wegen ſeiner Größe. In das rauhe Irland war er als Statthalter geſchickt, um unter den widerſpenſtigen Barbaren ſeinen Ruhm einzubüßen, oder vom frühen Tode weggeriſſen zu werden. Aber durch Klugheit und Milde weiſe regierend, war er an Ruhm und Macht gewachſen, und nun ſollte ihn noch eine Liebe krönen, die Sommerſet als ſein Eigenthum betrachtete, um derentwillen er zum Verbrecher geworden.

Einiger Troſt war es ihm noch, daß die Kunde von der vollzogenen Vermählung zwiſchen York und Anna Nevill immer ausblieb, ſo öffentlich jener ſie angezeigt und der heldenmäßige Graf von Warwick ſeine Freude darüber bezeigt hatte. Gleichwol kündete das Gerücht nicht an, daß die beiden Liebenden entzweit wären, und welches Hinderniß ihrer Heirath entgegenſtrebe.

Es lag in dem hohen Sinn des alten Grafen von Salisbury. Kaum vernahm er die Abſicht des Herzogs von York, ſich mit ſeiner Toch-

ter zu vermählen: ſo ging er nach Irland, ihm zu offenbaren, was er von Anna's Verbindung mit Sommerſet wußte, als ſie die Verlobte des Herzogs von Gloceſter war, und ihn abzumahnen von der Heirath mit einem nicht tugendhaften Weibe. Die hohe angelſächſiſche Schätzung der Keuſchheit der Frauen war noch ganz in ſeinem Gemüth, und der romantiſche Geiſt der Liebe, welcher von Frankreich her auch nach England hinüberwehte, entſchuldigte bei ihm nicht das Laſter. Er wollte nicht, daß ein edler Britte mit ſeiner Tochter betrogen werden ſollte, und gab lieber zu, daß Anna als Buhlerin des Herzogs von York lebte, der von der Ehe mit ihr zurückgeſchreckt, die Leidenſchaft für ſie nicht bezwingen konnte.

Indem durch ſolche Verhältniſſe die Spannung zwiſchen dem königlichen Hofe und dem Herzog von York immer zunahm, zeigte dieſem ein Abentheurer, wie leicht ihm gelingen könne, ſeine Anſprüche auf die Krone durchzuſetzen.

Ein Irländer von geringer Geburt, John

Cade, ein Verbrecher, welcher ſich aus Frankreich, wohin er der Strafe entflohn war, wieder nach England hinüberwagte, trat auf als Johann Mortimer und verbreitete den Glauben, daß er ein Sohn des Johann Mortimer ſei, welcher beim Anfang der Regentſchaft Gloſters, vom Parlament verurtheilt, hingerichtet worden, und wenn gleich ſchuldig, doch als Fürſt aus dem Hauſe York für ein Opfer der eiferſüchtigen Linie Lankaſter beim Volke galt.

In Kent floß die Menge ſogleich zu ſeinen Fahnen; ein ſchwacher Heerhaufe, den ihm der Hof entgegen ſandte, ward von ihm geſchlagen; mit ſtürmiſcher Eile warf er ſich auf London. Er ſchickte ein Schreiben an den König, und erbot ſich die Waffen niederzulegen, wenn man nur den dringendſten Beſchwerden der Nation genugthun wolle. Dieſe ſcheinbare Mäßigung bahnte ihm den Eingang in die Stadt, wo er eine Zeitlang mit ſtrenger Zucht ſeine Banden zuſammenhielt; aber um ſo zügelloſer ward ihre Wildheit, als er ſich nicht rein von Verbrechen

und deshalb auch nicht die Ordnung erhalten konnte. Die Bürger Londons mußten jetzt auf sie losschlagen. Nach erlittener Niederlage hörten die Kenter gern auf die Amneſtie, welche der geflüchtete Hof verkünden ließ. Ein Preis wurde auf Cade's Kopf geſetzt: er ward von einem Manne aus Suſſex getödtet.

Die Königin und der Herzog von Sommerſet ſahn die ganze Rolle, die der Betrüger geſpielt, als einen Verſuch an, den eigentlich der Herzog von York gemacht hätte, um zu erproben, wie weit er auf die Stimmung der Nation wider den Hof vertrauen könne. Man wollte Spuren einer Verbindung zwiſchen ihm und Cade haben, und er bereitete ſich wirklich, zu derſelben Zeit nach England hinüberzukommen. Weil man erwartete, daß es im Gefolge einer anſehnlichen bewaffneten Macht geſchehn werde: ſo wurden Befehle gegeben, ihm die Landung zu verwehren. Allein York erſchien nur mit ſeinem gewohnten Geleite. Es iſt ungewiß, ob er damals entſchloſſen geweſen, die Anſprüche ſeines

Hauſes auf den Thron beſtimmt auszuführen; aber es leidet keinen Zweifel, daß er ſeine ganze Furchtbarkeit daran, wie ſehr er gefürchtet ward, nun erkannte.

Wenn auch der Betrüger Cade nicht ohne ſein Anſtiften aufgetreten war, ſo lag es doch nicht in Yorks Sinnesart, den Sturm, der ſo erregt worden, unmittelbar zum Ruin des Hofes zu benutzen. Durch die Sanktion ſeiner gewaltſamen Beſteigung des Throns von dem Parlament hatte Heinrich von Lankaſter ſeine Königsmacht zur Angelegenheit der Nation gemacht, und das Recht auf die Krone, welches dem Hauſe Lankaſter ſo einigermaßen aus dem Nationalwillen entſprungen war, mußte auf demſelben Wege wieder zu Grunde gerichtet werden, ehe York ſich für ſein Recht der Erbfolge mit dauerndem Erfolg bewaffnen mogte.

Ihm lag daher alles daran, durch das Parlament zu handeln, und dieſes hoffte bei ſeinem Unwillen wider die Regierung auf die Macht des Hauſes York. Von nun an machte ſich von

ſelbſt

ſelbſt ein Zuſammenhang zwiſchen den Schritten, welche beide thaten. Als die Gemeinen forderten, daß Sommerſet und einige andre vom Hofe verbannt werden ſollten, ſammelte Herzog Richard ein Heer in Wales, und ſandte ein Schreiben an den König, worin er die Beſtrafung der Verräther verlangte.

Darauf ließ Margaretha unter dem Namen ihres Gemahls eine milde Antwort ergehn, nur um Zeit zu gewinnen, weil kein königliches Heer zuſammengezogen war; und der Herzog von York, der Unterhandlungen erwartete, ſah plötzlich ein überlegenes Heer des Hofes im Anzuge. Eilig wandte er ſich nun gegen London; aber die Thore der Stadt waren verſchloſſen: jetzt da der König im Felde und nahe ſtand, war nicht der Zeitpunkt, wo die Einwohner ſich wider ihn zu erklären wagten. Nun wollte ſich Richard nach Kent zurückziehn; aber Margaretha und Sommerſet drängten hart auf ihn, und ſo muthig er war, fürchtete er doch eine Schlacht mit ihnen. Auch der Sieg hätte ihn nicht auf den

Thron geführt: wenigſtens wäre dadurch das Recht des Hauſes Lankaſter auf die Krone nicht geſtürzt worden. Dagegen hatte die Königin eben ſo wenig Urſache, eine Schlacht zu wünſchen. Selbſt ein vollkommner Sieg konnte ihr nichts geben, was ſie nicht ſchon hatte.

Auch einige von Richards Freunden, ſogar die Grafen von Salisbury und von Warwick, waren im königlichen Lager. Es kam leicht zu Unterhandlungen, bei welchen der Herzog von York immer darauf beſtand, daß Sommerſet vom Hofe entfernt und dem Gericht des Parlaments unterworfen werden müßte. Der Hof ſchien in dieſe Forderung zu willigen, und in Gegenwart von zwei Biſchöfen, welche die Unterhändler machten, ließ ſich der Herzog von Sommerſet ins Gefängniß führen. Ueberraſcht von dieſer Nachgiebigkeit des Hofes, mußte auch York ſein Verſprechen erfüllen, ſeine Truppen auseinander gehn zu laſſen; denn er durfte das Vertrauen, welches die Nation auf ihn geſetzt hatte, durch keine Handlung täuſchen. Auch be-

gab er ſich, ohne irgend eine Maaßregel für ſeine Sicherheit zu treffen, zu einer Unterredung mit dem König.

Kühn und offen nannte er auch in ihr den Herzog von Sommerſet einen Verräther; aber in demſelben Augenblick trat dieſer heftig hinter einem Vorhange hervor, um ſeine Unſchuld darzuthun. Richard ſah ſich in den Händen ſeiner Feinde, und beklagte ſich nur mit großer Mäßigung, daß man ihm ſo wenig Wort gehalten habe, und nannte Sommerſet den Urheber auch dieſes Betruges. Arglos entließ der König den Herzog von York; aber ſchon beim Hinausgehn ward er gefangen genommen.

Bald darauf flog Sommerſet dahin, wo Anna Nevill ſich aufhielt, bangend über das Schickſal des Geliebten; denn ſie wußte, an Gloſters Tod zurückdenkend, in welchen mörderiſchen Händen er war. Liebeglühend und racheſchnaubend bat er um die Erlaubniß, ſie zu ſehn. Seine alte Zärtlichkeit übermannte ihn wieder beim Anblick der Geliebten. Da ward er gewahr, daß

ſie ſchwanger ſei. Von ſeinen Fragen überraſcht, geſtand ſie, daß ſie ſich dem Herzog von York ganz hingegeben habe. Raſend vor Eiferſucht, ſtößt er ihr zweimal den Dolch in den Buſen und ſtürzt hinweg.

Trotz der Wut, womit Sommerſet handelte, ſah Margarethas wohl ein, wie gefährlich es ſei, ſich an dem Herzog von York zu vergreifen. Er war der Liebling der Nation, und wäre als Opfer für dieſelbe bei ſeinem Fall bewundert und gerächt worden. Mehrere große Baronen im königlichen Heere ſelbſt würden bei fortdauernder oder äußerſter Gewalt gegen ihn das Schwert für ihn gezogen haben, und ſein Sohn, deſſen Freiheit unverſehrt war, mogte leicht des Vaters Rettung oder blutige Rache erzwingen. Doch glaubte die Königin, ehe ſie ihm die Freiheit wiedergab, ihn ſo viel wie möglich für die Zukunft feſſeln zu müſſen.

Der Herzog mußte dem König geloben, daß er nie die Waffen wider ihn ergreifen werde, und bei der geringſten Wortbrüchigkeit ohne wei-

teres Verfahren gegen ihn ſich des Todes ſchul-
dig halte. Auch mußte ſein Sohn Eduard, Graf
von la Marche, des Vaters Platz im Gefäng-
niß einnehmen, um für ſein Beginnen auf ſechs
Monate Bürge zu ſeyn.

Richard zog ſich nun zurück auf ſeinen Land-
ſitz von Wigmore, und lebte daſelbſt in anſchei-
nender Ruhe und ganz ergeben der geliebten An-
na Nevill, die an Sommerſets Dolchſtößen nicht
geſtorben war; aber ſeine Verbindungen breite-
ten ſich immer mehr aus, und ſtillſchweigend be-
förderte er ſeine Pläne wider den Hof durch
ſeine Freunde, die ihn der Nation als den Mann
beſchrieben, von welchem einzig ſie Rettung hof-
fen konnte.

Indem ſein Anſehn während ſeiner Zurück-
gezogenheit ſtieg, und die natürliche Schwäche
des Königs durch Krankheit bis zum Blödſinn
herabſank, geſchah es, daß Margaretha, welche
neun Jahre in kinderloſer Ehe gelebt hatte, ei-
nen Sohn gebar, (1453. Oct. 13.) der Eduard
genannt wurde.

Für die ganze Haltung ihres Lebens, für eine innigere Verbindung zwiſchen ihr und der engliſchen Nation hätte ſich von dieſem Ereigniß viel erwarten laſſen. Aber es wurde nicht als ein frohes betrachtet. Die Nationalneigung hatte ſich nun einmal auf Richard von York gewandt, welcher nach Erlöſchung des kinderloſen Heinrich ein von allen Seiten gegründetes Recht auf den Thron gehabt hätte.

Der kranke Zuſtand des Königs machte die Zuſammenberufung des Parlaments durchaus nothwendig, und doch war von demſelben ſehr zu fürchten, daß es den Herzog von York an die Spitze der Regierung zu ſtellen wünſche. Sie glaubte daher zur Sicherung ihrer Macht nichts heilſameres thun zu können, als wenn ſie ihn ſelbſt mitberiefe, daß er einem vertrauten Rathe beiwohne, durch welchen den Beſchwerden der Nation ernſtlich abgeholfen werden ſollte.

York erſchien auch wirklich zu ſolchem Zweck am Hofe; aber nicht genug, daß er in jenem

Rath sogleich das Uebergewicht erhielt, wagte er, den Herzog von Sommerset im Gemach der Königin selbst gefangen zu nehmen und ins Gefängniß zu schicken. Darauf erschien er im Parlamente. Dort ward er zum Protector des Reichs auf unbestimmte Zeit erwählt. Er übernahm diesen Titel, diese Gewalt, nur unter der Bedingung, daß das Parlament ausdrücklich erklärte, sie ihm aus freiem Antrieb ohne irgend eine Veranlassung von seiner Seite übertragen zu haben, und durch eine Acte jeden Zweig seiner Macht genau bestimmte.

Richard zeigte solche Mäßigung aus derselben Klugheit, die ihn immer leitete, daß er nämlich der Gewaltthätigkeit durchaus kein Recht über eine Krone gestatten wollte, die so leicht sein Eigenthum werden konnte, und ihm durch Gewaltthätigkeit entrissen war, gewiß auch für ein schlechtes Geschenk des Schicksals gelten konnte, wenn nicht ein heiliges Recht ihren Besitzer beschirmte.

Den Herzog von Sommerset brauchte er

nicht aus ähnlichen Gründen zu ſchonen, und ſein Gemüth wie ſeine Klugheit riethen ihm, den gänzlichen Untergang deſſelben nun zu beſchleunigen. Aber Anna Nevill hegte noch zu viel Theilnahme am Schickſal ihres ehemaligen Geliebten, als daß ſie nicht um ſeine Rettung hätte flehn ſollen, und York liebte ſie zu zärtlich, hätte zu viel Hang zu großmüthigen Geſinnungen, als daß Sommerſets Rettung, wenn auch nicht Befreiung, nicht von ihm eingeräumt wäre.

Es hieß, daß die Königin ſelbſt Anna Nevill zu dieſer Bitte ermuntert und deshalb ihre alten Verbindungen mit ihr wieder angeknüpft hätte. Zugleich verbreitete ſich der Glaube, daß Margaretha überhaupt der Liebe und Freundſchaft nun ganz leben werde, und allen Plänen des Ehrgeizes entſagt habe. Wirklich ſchien ſie ſich nur mit der Sorge um den kranken Gemahl, mit Erziehung ihres Sohns zu beſchäftigen: zärtliche Gefühle für den Herzog von Sommerſet vermutheten viele in ihrem Innern.

Allein mitten in dieſer anſcheinenden liebevol-

len Ruhe brannten ihr beleidigter Stolz und Ehrgeiz nach Rache und Befriedigung. Sie war Freundin mit Lady Nevill, um ſie dem Herzog von York zu entführen. Den Erzbiſchof von Kanterbury ſpornte ſie, daß er dem Grafen von Salisbury ins Gewiſſen redete, wie frech die Sitte ſeiner Tochter die Tugend verhöhne; und die Vollmacht erſchlich, ſie geheim in ein Kloſter entführen zu laſſen; und dann, nachdem es glücklich geſchehn war, gab ſie dem Herzog von York Winke, daß dieſer Raub von Salisbury veranſtaltet ſei, um ihn mit dieſem mächtigen Freunde zu entzweien. Sie pflegte ihres Gemahls, um den erſehnten Augenblick herbeizuführen, da einige Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit zum Vorwande dienen konnte, den Protector von ſeiner Macht zu entkleiden.

Sorgfältig hatte man dieſem das kärgliche Wiederaufblühen Heinrichs verborgen, als er zu einem außerordentlichen Staatsrath gerufen wurde, welchem vorzuſtehn der König noch Kraft fühle, um die wichtigſte Anordnung für das

Reich zu begründen. Ueberraſcht vom Anblick des geneſenen Königs hörte der Herzog ſeine Erklärung gegen den Staatsrath, daß die Macht des Protectors, die ſeiner Krankheit wegen verliehn ſei, jetzt mit derſelben ihr Ende erreicht habe. Auf dieſen Schlag war er nicht vorbereitet, und mußte ſich ihn ſtillſchweigend gefallen laſſen; und befreit trat Sommerſet zurück in ſeine alte Gewalt. Vielleicht hätte York, mißmüthig wegen des Verluſtes ſeiner Geliebten, und ob demſelben mißtrauiſch gegen das Haus Nevill, in welchem er ſeine mächtigſte Stütze hatte, den Abſichten der Königin, die ihn mit ihrem Liebling verſöhnen wollte, redlich nachgegeben, auch um die Ruhe des Vaterlandes nicht ferner zu zerreißen; allein die alte Leidenſchaft in Sommerſets Herzen ſtiftete wiederum Zwietracht.

Kaum hatte er von der Königin vernommen, in welchem Kloſter Anna verborgen war; ſo faßte er den Entſchluß, ſie zu befreien. Unter dem Vorwande, die ſchottiſche Gränze zu beſuchen, zog er einher auf dem Wege zu dem Kloſter

Saxhead in Northumberland. Mit wenigen Getreuen kam er zur Pforte. Die strengen Befehle des Erzbischofs von Kanterbury, daß Anna von niemand besucht werden solle, entkräftete er durch eine Urkunde, die er sich selbst ausfertigte und untersiegelte als Staatsminister, aber jetzt als ein Dritter darreichte. Erstaunt, gerührt von der alten, noch immer mächtigen Leidenschaft des ehmals so geliebten Mannes, der Gefangenschaft überdrüssig, lieh Anna allen seinen Anträgen Gehör, und begab sich mit ihm auf einen Landsitz in der Nähe von Saint Albans.

Alles Geschick, was über ihre Liebe zusammenstürzte, hatte sie nicht Vorsicht im Genuß derselben gelehrt, und Sommerset glühte, wie in dem ersten Jahr ihrer Leidenschaft. Er machte so häufige Reisen zu dem Aufenthalt der geliebten Anna; daß sich bald Gerüchte verbreiteten, welche den Herzog von York auf die richtige Spur brachten. Von dem Augenblick an hatten er und Sommerset nicht beide mehr Raum in England.

Der besonnene York, der jede Gewalt scheute, war jetzt in solche Wut gerathen, daß er auf dem Zuge nach Wales, wohin er auf einige Zeit in die Einsamkeit zurückkehren wollte, dreißig vertraute Gefährten beredete, Sommersets Schloß zu überfallen. Allein sie fanden die wachsamste Gegenwehr, und der Herzog entkam kaum der Gefangenschaft durch sein schnelles Roß, nachdem er ein Paar seiner braven Freunde eingebüßt hatte.

Jetzt schien sich das Glück von ihm zu wenden, und Anna's Verlust schmerzte ihn tief; aber eben jetzt ward von ihrem Hause der Zeitpunkt herbeigeführt, der Yorks Rache ganz zu sättigen versprach und seinen Stolz zu befriedigen.

Der biedre alte Graf von Salisbury, ergrimmt wider Somerset, welcher die unregelmäßigen Sitten Anna's zuerst entflammt hatte, und durch seine Leidenschaft ihr Geschlecht und Vaterland nun von neuem schmähte und zerrüttete, bot jetzt dem Herzog von York seine ganze Macht dar, um England von der gegenwärtigen

Regierung zu befreien. Mit ihm kam ſein Sohn, der Graf von Warwick, welcher wegen ſeiner kühnen Tapferkeit, ächtritterlichen Sitten und glänzenden Lebensart allgemein bewundert und geprieſen wurde.

Es bedurfte nur eines Winkes von drei ſolchen Häuptern, und plötzlich ſtand ein Heer im Felde; aber auf der andern Seite waren die Königin und Sommerſet feurig und wachſam genug, um ſogleich ein Heer entgegenſtellen zu können. In der loſen bürgerlichen Ordnung, wo beinah jeder Hausvater noch Anführer eines kriegeriſchen Trupps war, wurden Heere ſo leicht verſammelt, als wieder aufgelöſet.

York wandte ſich nach St. Albans, in die Nähe des Aufenthalts der geliebten und untreuen Anna, und bei dieſer Stadt trafen ſchnell auf ihn die königlichen Streiter. Die Häuſer York und Lankaſter lagen zum erſten ernſten Kampf gegen einander im Felde, und der blutige Krieg zwiſchen der weiſſen und rothen Roſe ward eröffnet. York trug jene, Lankaſter dieſe als Zeichen in dem mehr als bürgerlichen Kriege.

Noch einmal mußte ſich Herzog Richard auf Andringen des Grafen von Salisbury erbieten, ſeine Streiter auseinander gehn zu laſſen, wenn der verhaßte Staatsminiſter dem Gericht des Parlaments überantwortet würde; allein der Hof wollte auf dieſen Antrag, den er für bloßen Schein zur Erwerbung der Volksgunſt hielt, nicht mehr hören, und Frieden durch ſchnelle Entſcheidung des Schwertes gewinnen.

Hätte auf der andern Seite York noch mit der Schlacht zaudern wollen, ſo zwang ihn zu ihr der Graf von Warwick, der ſeinen Vortrab anführte und bei der weigernden Antwort des Hofes ſogleich auf deſſen Heer ſtürzte. Seine unwiderſtehliche Wut, die dann von York mit einem allgemeinen Angriff unterſtützt wurde, brachte es ſogleich in Unordnung, und das Schrecken ſtürmte ſo betäubend vor ihm her, daß alle Anſtrengung und Beſonnenheit Sommerſets die Verwirrung nicht hemmen konnte. Bedeckt mit Wunden ſank er und ſtarb, die Waffen in der Hand: mit ihm lagen mehrere

erſchlagne Führer des Hauſes Lankaſter auf dem Schlachtfelde. Der König ſelbſt war ſo beſeuert, daß er die fliehenden Krieger in den Kampf zurückzudrängen ſtrebte, wobei er eine Pfeilwunde am Halſe erhielt. Hinweggeriſſen vom Strom der Fliehenden zog er ſich in das Schloß des Herzogs von Sommerſet. Nur eine Stunde hatte die Schlacht gedauert, und York und Warwick hatten achttauſend Feinde erſchlagen. 1455. Mai 22.

Sogleich erſtürmten ſie auch das Schloß, in welches der König geflohn war. Der Herzog ließ ſich vor ihn bringen, beugte ſein Knie und ſprach: „Herr, der Feind des Staats iſt nicht mehr. Ihr ſeht nur treue, euch gehorſame Unterthanen vor euch.“ Dann wurde auf ſeinen Befehl Sommerſets Leiche hergebracht, und er ſtieß ſie verächtlich mit dem Fuße.

Dagegen behandelte er fortwährend den König mit ausgezeichneter Ehrfurcht, und blieb von dem Gedanken entfernt, ſich nun ſelbſt die Krone aufzuſetzen, immer getreu ſeiner Anſicht, daß

ſie, durch Gewaltthätigkeit erbeutet, ein unſichres Gut ſei, an welchem das wandelbare Glück und Volk ſich immer von neuem vergreifen würden. Aber er führte den König nach London, um dort durch ihn ein Parlament zuſammenzurufen. Von dieſem wurde dem Herzog und ſeinen Freunden, den Grafen von Salisbury und Warwick und ihrem ganzen Gefolge im Namen der Nation gedankt, daß ſie den König befreiet und die ſchlechte Regierung des Herzogs von Sommerſet beendet hätten. Auch wurde an York wieder die Gewalt eines Protectors übertragen, doch nur bis zu dem Zeitpunkte, da Eduard volljährig ſeyn würde, den ſie mit allen gewohnten Titeln und Ehren des engliſchen Kronprinzen ſchmückten.

Aus dieſer Denkart Yorks und des Parlaments, welche die vorige Staatsverwaltung niederwarf, ohne den Thron ſelbſt und ſeine Rechte anzugreifen, mußte Margaretha ihre einzige Hoffnung auf Wiedereroberung ihrer Macht ſchöpfen. Mit den ungeheuerſten Schmerzen betrauerte ſie

zu

zu Greenwich, wo ſie faſt einſam zurückgeblieben war, die grauſame Niederlage ihres Heeres, den Tod ihres zweiten Lieblings. Zu ihr kam Anna Neviſſ, unter dem Getümmel in Sommerſets Schloß raſch entflohn, um den Vorwürfen Yorks zu entgehn, welcher ihr überdies durch ſeine Mißhandlung der geliebten Leiche verhaßt geworden war. Daran erkannte man ihre Herkunft und die Schweſter des hochherzigen Warwick, daß ſie ihr Herz von der Roheit wegwandte, wie leichtſinnig es ſonſt ſeyn mogte. Anna's Thränen floſſen mit denen der Königin, und waren von Flatterhaftigkeit ſo ſchnell getrocknet, als dieſe der Klage vergaß, weil es ihr einleuchtete, daß ſie von Yorks Schonung gegen den König und ihre Perſon ſchnellen Gebrauch machen müſſe, ihre Macht wieder herzuſtellen.

Mit äußerſter Sorgfalt pflegte ſie wieder die Geſundheit ihres Gemahls, und nachdem ſein Anſehn etwas friſcher geworden, beredete ſie ihn, plötzlich wieder im Parlament zu erſcheinen und dort zu erklären, daß er wieder im Stande ſei,

ſelbſt zu regieren. Kurz vor ſeinem Auftritt verbreitete ſich das Gerücht, er werde den Herzog von York daſelbſt gefangen nehmen, wie ſeine mächtigſten Anhänger. Dazu wäre die Nähe des Parlaments mit bewaffneten Leuten angefüllt, und die Königin hätte auf den Fall eines Widerſtandes in der Gegend von London Truppen zuſammengezogen. Von ihr kamen dieſe Gerüchte, und ſie bewirkte dadurch, daß der Herzog von York und ſein Anhang die Erklärung des Königs ſtillſchweigend vernahmen, daß er und die Grafen von Salisbury und Warwick glaubten, durch eine ſchnelle Flucht aus London Freiheit und Leben retten zu müſſen. Herzlich darob erfreut, faßte Margaretha wirklich den Anſchlag, ſich ihrer zu bemächtigen. Sie begab ſich mit dem König nach Coventry, wo ſie freier ſchalten konnte, als zu London. Von dort aus mußte der König eigenhändig an den Herzog von York und ſeine vornehmſten Freunde ſchreiben und ihnen ſowol Erſtaunen über ihr plötzliches Verſchwinden bezeugen, als das Vergnügen, womit

er ſie bei ſich ſehn würde, um endlich mit ihrer Beihülfe der Regierung eine heilſame und feſte Weiſe zu geben. Sowol York, als Salisbury und Warwik folgten der Einladung. Wie ſie aber unterweges erfuhren, daß Abtheilungen von Truppen nach Coventry zögen, gingen ſie eiligſt zurück.

Dennoch zeigte ſich eben jetzt der Nation einige Hoffnung, daß die Eintracht zwiſchen ihren Häuptern wieder hergeſtellt werden könne. Einen Einfall der Schotten in England benutzte York auf den Rath des Grafen von Salisbury, um eine Kriegsmacht zuſammenzuziehn; und ſo leicht es ihm ward, den Feind zurückzuſchrecken, ſo dankbar bewieſen ſich dafür der König und die Nation. Jener ſchrieb, ohne Wiſſen der Königin, dem Herzog mit Innigkeit und bat ihn, mit Vertrauen an ſeinen Hof zu kommen, und ihm mit Rath beizuſtehn.

Dies bewirkte, daß York, Salisbury und Warwick ſich mit großem Gefolge nach London begaben, wohin auch die Häupter der Parthei

von Lankaſter kamen. In Lagern ſtanden ſie umher, York und Salisbury ihrer Sicherheit wegen dicht neben einander, und der Mayor von London hielt Nacht und Tag ſtrenge Wache mit fünftauſend Mann. York und ſeine Freunde wohnten immer dem königlichen Rathe bei, und öffentlich feierte man das Glück der Eintracht, welches über beide Partheien gekommen ſei. Ein feierlicher Aufzug nach der Pauliskirche verkündete es dem frohen Volke. Herzog Richard führte die Königin Margaretha; Hand in Hand gingen ein Führer von Lankaſter und York in langer Reihe zuſammen.

Am entfernteſten von herzlicher Theilnahme an dieſem Schauſpiel war unter allen Margaretha, die ſich nach Greenwich in Einſamkeit zurückgezogen hatte. Sie ſpähte immer wachſam nach einer Gelegenheit umher, ihre Feinde die ganze Bitterkeit ihrer Seele fühlen zu laſſen. Durch den jungen Herzog von Sommerſet, welchen ſie ſtatt ſeines erſchlagenen Vaters zum Staatsminiſter angenommen hatte, unterrichtete

ſie ſich von allem, was im königlichen Rathe vorging. Sie lernte vor allen den Grafen von Warwick fürchten, welchem ſie auch die Niederlage ihres Heers bei St. Albans nicht vergeſſen konnte. Auf ihr Anſtiften mußten Leute des königlichen Hauſes Händel mit dem Gefolge des Grafen anfangen, der nach Yorks und Salisbury's Abzug noch einige Tage in London zubringen wollte. Der Streit wurde ſo lebhaft, daß die Königin die königliche Garde gegen ihn ſandte. Er warf ſich in ein Boot, um nicht getödtet oder gefangen zu werden, und entkam voll Wut und nicht zweifelnd, daß Margaretha einen Anſchlag zu ſeinem Verderben habe ausführen wollen.

Zuerſt erſchien der alte Salisbury im Felde, die Schmach ſeines Sohns zu rächen, und ſchlug den noch einmal ſo ſtarken Feldherrn, welchen ihm der Hof entgegengeſchickt hatte, worauf er ſich mit dem Herzog von York, der ſich in Wales rüſtete, in Verbindung ſetzte. Auch kam der Graf von Warwick, der als Kommandant von

Kalais über regelmäßiges, verſuchtes Kriegsvolk den Befehl hatte, mit demſelben nach England, und ſchien dadurch unwiderſtehlich, indem der Hof nur gewöhnliche Lehnmiliz entgegenſtellen konnte.

Die raſtloſe Königin hatte inzwiſchen ein zahlreiches Heer zuſammengezogen und ließ es unter dem jungen Herzog von Sommerſet nahe an den Feind in die Gegend von Gloceſter rükken. Es gelang ihr, im feindlichen Lager ein Manifeſt des Königs zu verbreiten, worin allen Rebellen Verzeihung verſprochen wurde, wenn ſie ſchnell die Fahnen verließen. Sogleich zogen große Schaaren davon, und der Obriſt der verſuchten Banden aus Kalais ging in der Nacht zum königlichen Heer über, als er dieſe Wirkung des Manifeſtes bemerkte. Verlaſſen entfloh der Herzog von York nach Irland, und die Grafen von Salisbury und Warwick eilten mit mehrern Führern nach Kalais.

Im Triumph zog die Königin nach London und rief ein Parlament zuſammen, durch wel-

ches ſie den Herzog von York und ſeine vornehmſten Freunde für Hochverräther erklärte. Aber ſo furchtbar jetzt ihr Uebergewicht war, drängte Sommerſet vergeblich den Grafen von Warwick, ihm Kalais zu überliefern. Vielmehr wurde dieſer Ort der Punkt, wo die Anhänger des Hauſes York wieder furchtbare Kräfte ſammelten. Immer deutlicher ſah Margaretha, daß ſie auf keine ruhige Herrſchaft hoffen dürfte, wenn ſie die Perſonen ihrer vornehmſten Gegner nicht in ihre Gewalt brächte

Durch Anna Nevill ſollte ihr dies wenigſtens in Hinſicht auf den Herzog von York ſelbſt gelingen. Als die Heere bei Gloceſter gegeneinander ſtanden, drang ſie in die Lady, daß ſie ihren alten Geliebten zu einer Zuſammenkunft in einem nahen Dorfe einladen mögte. Rings waren ſchon Reuter ausgeſtellt, die ihn auffangen ſollten. Anna ſchauderte vor ſolchem Verrath durch das Mittel der Liebe und ſchrieb aus dem Dorfe dem Herzog, daß er ſein Lager nicht verlaſſen mögte, denn ſeiner Freiheit, ſeinem Leben

würde nachgestellt. York sandte zwei vertraute Krieger an sie, um weitere Aufklärung zu erhalten. Anna beredete dieselben, ihr behülflich zu seyn, daß sie den nächsten Hafen erreichte. Es gelang in der allgemeinen Verwirrung jener Nacht, da der Obrist der Truppen von Kalais zum königlichen Heer überging. Sie begab sich auf das erste Schiff, welches sie unter Segel fand. Kaum war sie aufgenommen, als ein lautes Getöse am Gestade entstand. Viele Männer bestiegen das Schiff: sie erkannte die Stimme ihres Vaters und Bruders. Als der Morgen anbrach, konnte sie sich ihnen nicht verbergen. Zitternd und mit Thränen warf sie sich zu den Füßen ihres Vaters und flehte ihn, ihr irgendwo einen Zufluchtsort zu verschaffen, da sie in England nicht bleiben dürfte, weil sie die Königin erzürnt habe, indem sie den Herzog von York gerettet hätte. Dieser Zug von seiner Tochter rührte sein Herz und er behandelte sie gütig. Beinah erzwang sie seine Achtung, als alle seine weiteren Nachforschungen über Plane und Hand-

lungen der Königin und ihrer Miniſter von ihr unbeantwortet blieben. Anna mißbrauchte kein Vertrauen, das ihr einmal geſchenkt war, wenn auch die Verhältniſſe, unter denen es gegeben wurde, ſelbſt zum Gegentheil verändert waren. Sie hatte York gerettet, aber durch nichts war ſie zu bewegen, das Nähere vom Anſchlag der Königin zu verrathen. Sie bat nur, daß der Herzog in Irland bleiben und ſein Leben nicht den Nachſtellungen in England preisgeben mögte.

Auch blieb er entfernt, als ſeine Anhänger von neuem in den Waffen wider den Hof erſchienen. Die Grafen von Salisbury und Warwick hatten kaum die Provinz Kent betreten: ſo ſchwoll ihre geringe Zahl zu einem furchtbaren Heer an. Allenthalben jauchzte ihnen das Volk, und mit ununterbrochener Eile zogen ſie auf London, welches ſie freudig empfing. Darin lag für die Partheien wider die Regierung ein beſondres Gewicht, daß der dritte Stand oder vielmehr die Einwohner der Hauptſtadt ſo mächtig zur Freiheit aufſtrebten. Sie waren natürliche Fein-

de eines jeden Königs, weil ſie immer neue Rechte und Freiheiten an ſich reiſſen wollten und mußten. Daß ſie mit wenigen und überaus mächtigen Großen wider den Thron ſtanden, wurde vorzüglich Veranlaſſung zum Wiederbeleben der angelſächſiſchen Nationalfreiheit und der nachherigen, jetzt noch beſtehenden engliſchen.

Schlau leiſtete der Befehlshaber des Tower Widerſtand, um der Königin Zeit zu geben, ein Heer zuſammenzuziehn. Sie ſtellte ihre beiden Staatsminiſter die Herzöge von Sommerſet und Buckingham an die Spitze deſſelben und zog mit ihnen in die Nähe von Northampton, wo ſie eilte über einen Fluß zu gehn, der im Rücken ihres Lagers alle Möglichkeit der Flucht verwehren ſollte. Mit ſtürmiſcher Eile lagerte ſich nahe ihr gegenüber der Graf von Warwick. Seinen Vater hatte er in London wider den Befehlshaber vom Tower zurückgelaſſen.

Die Königin, des Heeres Seele, war in kleiner Entfernung von der Schlacht und ſandte ihre Befehle nach allen Seiten: ihr Gemahl blieb in

seinem Zelt im Lager. Warwick ließ seinen Kriegern kund thun, daß sich niemand an dem König vergreiffen solle, daß man den gemeinen Krieger schonen, die Führer niederhauen werde.

Er handelte in der Schlacht mit seinem gewöhnlichen rasenden Ungestüm. Zwei Stunden schlugen sich beide Heere voll Wut und das Schlachtfeld war mit Todten bedeckt, ohne daß etwas entschieden war. Da stellte Lord Gray, der einen beträchtlichen königlichen Heerhaufen anführte, sich plötzlich mit demselben auf die Seite des Feindes. Von dem Augenblick an sank der Muth der Krieger des Hofes, trotz allen Anstrengungen der Führer Sommerset und Buckingham. Sie flohen und stürzten sich in der Betäubung zum Theil in den Strom wo ihr Untergang gewiß war. Zehntausend sollen von ihnen an diesem Tage umgekommen seyn, und unter den Erschlagnen war eine große Menge vom Adel, auch der Herzog von Buckingham. 1460. Jul. 19.

Ruhig war Heinrich in seinem Zelte geblie-

ben, als kümmre ihn das Schickſal dieſes Tages nicht, und wirklich konnte es ihm einerlei ſeyn, ob er das Werkzeug dieſer oder jener Hand war. Warwick nahm ihn gefangen und brachte ihn erſt nach Northampton, dann nach London. Hier rief Salisbury in des Königs Namen ein Parlament zuſammen, und drang in den Herzog von York, daß er ſchnell zu demſelben aus Irland herbeieilen mögte.

Richard erſchien in der Nationalverſammlung, aller Wahrſcheinlichkeit nach mit der feſten Hoffnung, daß ihn nun der Wille der Nation auf den Thron rufen werde. Indem er auf denſelben zuging, fragte ihn der Erzbiſchof von Kanterbury, ob er ſeine Ehrfurcht ſchon dem König bezeigt habe? und er antwortete, daß er jetzt keinen kenne, dem dieſer Titel gehöre. Doch wagte er nicht den Thron zu beſteigen, ſondern ſtand nahe an ihm, indem er zu den Pairs redete, daß ſie von dem grauſamen und mit Unglück geſchlagnen Hauſe Lankaſter ſich wegwenden und zur Gerechtigkeit gegen die natürliche

Erbfolge zurückkehren ſollten. Die Antwort war ein allgemeines Stillſchweigen, und Richard verließ den Saal mit der empfindlichſten Beſtürzung.

Die Pairs riefen mehrere ausgezeichnete Glieder des Hauſes der Gemeinen in ihre Verſammlung; und einige Tage nacheinander berathſchlagte man mit unpartheiſcher Ruhe über die Rechte der Linien Lankaſter und York auf die Krone. Endlich erfolgte eine Akte des ganzen geſetzgebenden Körpers, in welcher Richards Anſprüche auf den Thron als wohlgegründet anerkannt wurden und feſtgeſetzt war, daß er während dem Leben Heinrichs, der die Königswürde behielte, nur die Regierung, und nach deſſen Tode auch die Krone haben ſollte.

Zu dieſer Zeit, da Margaretha und ihr Sohn vom engliſchen Thron ausgeſchloſſen wurden, irrten ſie wie geächtet umher. Aus der Niederlage von Northampton hatte ſie ſich mit Sommerſet gerettet; aber ſogleich ihres Geiſtes mächtig, hatte ſie ihren Gefährten nach Frank-

reich gesandt, um dort Hülfe zu suchen, indem sie selbst die Straße nach Durham einschlug. Sie durchsah schnell die Gesinnung der Bürgerschaft dieses Ortes, und fürchtete sie über alles, da York in des Königs Namen den Befehl bekannt machte, daß sie sich schnell in London stellen sollte. Heimlich verließ sie Durham und veranlaßte das Gerücht, daß sie nach Frankreich übergegangen wäre. Aber in ihrem Elend, von ein paar Bedienten nur begleitet, gezwungen fast durchgängig nur im Dunkel der Nacht zu reisen, lebte sie in dem kühnen Gedanken, sich ein Heer zu schaffen und den Siegern ihr Glück zu entreißen. Sie war eingedenk, daß die großen Barone im Norden an den letzten Streichen wider sie und Lankaster keinen Theil genommen hatten; daß sie bei ihrem Stolz auf überwiegende Tapferkeit es nicht gut empfinden konnten, wenn die südlichen so mit dem Schicksal des königlichen Hauses und dem Thron schalten wollten; daß einige von ihnen besondre Ursache hätten, gegen die Parthei von York ergrimmt zu seyn. Von

Muth flammend betrat ſie nach vielen Mühſelig-keiten das Land von Lord Klifford, der allein in ſeinem Lehnsgefolge ein kleines Heer ſtellen konnte.

Margaretha würde ruhig in England regiert haben, wenn ſie von ihrer natürlichen Anmuth, ihrem reichen Geiſt, ihrer Kraft, Menſchen zu behandeln, mehr Gebrauch zur Befeſtigung ihrer Herrſchaft gemacht hätte. Einigemale, auf Reiſen mit ihrem Gemahl durch die Provinzen, hatte ſie die ſanften Mittel, welche ſie in ihrer reichen Natur fand, angewendet, und alle Herzen hatten ihr gehört. Aber ſie wollte den Genuß der Herrſchaft nicht lange entbehren, ſie andre empfinden laſſen: ſie wollte nicht verführen, ſondern gebieten. Jezt nur, im äuſerſten Unglück und von Mutterliebe beſeelt, mußten alle ihre bezaubernden Gaben thätig werden, und die rauhen Barone des Nordens huldigten ihrer Anmuth.

Als ſie nun ihre Fahne aufpflanzte und ſtatt aller gegenwärtigen Belohnung den Kriegern, die

mit ihr zögen, die Plünderung der Güter des Herzogs von York und seiner Anhänger versprach: war in kurzer Zeit ein mächtiges Heer um sie versammelt, ehe es in London bekannt war, daß sie, welche man wirklich nach Frankreich geflohn wähnte, im nördlichen England hause und furchtbare Rache bereite.

Sobald deshalb einige Kunde erscholl, zog York mit der heftigsten Wut ein Heer zusammen. Anna Nevill hatte wieder mit ihm in Verein gelebt, seitdem man Margaretha gänzlich gestürzt glaubte; und ihre Liebe, welche immer die Heimath verändern mußte und von der gesellschaftlichen Ordnung verworfen war, that jetzt schon der Hoheit ihrer übrigen Gesinnung so weit Abbruch, daß sie die Geheimnisse ehemaliger Vertrauten nicht mehr, wie sonst ehrte. Sie eröffnete dem Herzog von York, daß sein Tod zwischen der Königin und dem jungen Herzog von Sommerset beschlossen sei, daß jene ihn habe aufheben und dann auf dem Grabe des bei St. Albans gefallenen Sommerset würgen lassen wollen.

len. Dazu kam die Nachricht, daß Margaretha's Heer beim Heranzuge die greulichſten Plünderungen auf den Gütern der Anhänger Yorks verübte. Deshalb konnte er ſich nicht halten und eilte dem Feinde entgegen, wiewol Warwick, ſein immer ſiegreicher Held, in Kalais entfernt war.

Zu Wakefield fand er das Heer der Königin gelagert, überraſcht von der Größe deſſelben, indem er ſelbſt nicht mehr als fünftauſend Mann mit ſich führte. Er mußte dem Rath des Grafen von Salisbury folgen, ſich in ſein nahes feſtes Schloß Sandal werfen, um dort Verſtärkungen aus Wales zu erwarten. Tief beſchämt vernahm er die ſchriftlichen Schmähungen der Königin, daß er den Muth gehabt hätte, nach einer Krone zu greifen, und nun feig genug wäre, ſich von einem Weibe einſchließen zu laſſen. Er ſchimpfte dagegen, daß ſie die Buhlerin der beiden Herzöge von Sommerſet und eine ſchandvolle Ehebrecherin ſei. Die Erbitterung ſtieg immer höher und der Herzog ward nur mit großer

Mühe vom alten Salisbury im Schloß zurück, gehalten. Als er aber endlich wahrzunehmen glaubte, daß ſich die Truppen der Königin zerſtreut hätten und ihre Perſon nur ein kleines Heer mehr umgebe, brach er mit Gewalt hervor und bot die Schlacht an. 1460. Dec. 24. Bald wurde er gewahr, daß alle feindliche Krieger, die er zerſtreut glaubte, ihm hinter Hügeln im Rükken und auf allen Seiten lagen; aber der Rückzug war auch nicht ohne Gefahr und dünkte ihn ehrlos.

Mit ehrner Tapferkeit und Ordnung hielt er ſich eine Zeitlang: er ward erſchlagen und mit ihm ſein ganzes kleines Heer. Sein zweiter Sohn, der junge Graf von Rutland, blühend in den ſchönſten Hoffnungen, rettete ſich noch vom Schlachtfelde, und war dem Schloſſe Sandal nahe, als ihn der verfolgende Lord Kliſſord erreichte. Dieſer ließ ihn halten durch ſeine Leute und ſtieß ihm den Dolch in die Bruſt. Eben derſelbe wühlte Yorks Leichnam unter einem Haufen von Todten auf dem Schlachtfelde hervor,

ließ den Kopf abhauen, ſteckte ihn mit einer papiernen Krone auf eine Lanze und bot ihn ſo der Königin dar. Sie wandte ſich weg von dem gräßlichen Anblick; aber die erſte weibliche und menſchliche Regung war ſchnell beſiegt, und ſie befahl, ihn auf den Thoren von York zur Schmach aufzuſtellen. Der alte, gefangene, ſchwer verwundete Graf von Salisbury ſtand dabei, als die Königin vor dem blutigen Haupte ſchauderte. Er ward weggeſchleppt und mußte auf Befehl der Königin das Hochgericht beſteigen. Seine Thränen floſſen, daß er ſo ſterben mußte. Neben Yorks Haupte ließ Margaretha ſeinen Kopf aufſtellen. Nichts fehlte ihr jetzt, als daß auch des Grafen von Warwick Haupt dort verhöhnt würde, und ſie ließ dafür einen Platz neben dem väterlichen bereiten.

Margaretha hoffte, ihre Rache bald vollſtändig zu machen, da ſich der Graf von Warwick zu London aufhielt, wo ſie ihn mit der Nachricht von der blutigen Niederlage des Hauſes York faſt zu gleicher Zeit überraſchen mogte. Mit der

größern Hälfte ihres Heeres zog sie daher gegen die Hauptstadt, indem die kleinere Hälfte gen Wales beordert wurde, wo Graf Eduard, der älteste Sohn des gefallenen Herzogs von York ein Heer zusammengezogen hatte, um seinem Vater zu Hülfe zu kommen. Jetzt mußte die Königin fürchten, daß sich Warwick zu ihm begebe, und dann hatte sie von neuem einen furchtbaren Feind in einer Feldschlacht zu bekämpfen. Alle Wege nach Wales ließ sie durch kleine Truppenabtheilungen bewachen.

Auf dem Zuge hatte sie das Vergnügen, daß ihr treuer Sommerset, doch ohne Hülfe aus Frankreich mitzubringen, wieder zu ihr kam. Sein feiner Geist voll hinterlistiger Anschläge, der ihrer Lage unentbehrlich war, eröffnete ihr sogleich eine Aussicht zu den vortheilhaftesten Ränken. Mit ihm auf einem Schiffe, doch ohne ihn zu kennen, war die schöne Elisabeth Woodwille, eine junge Wittwe, Tochter des Ritters Richard Woodwille, aus Frankreich übergekommen. Seiner Schlauheit war es nicht entgan-

gen, daß Eliſabeth, die in Familienangelegenheiten reiſend einigemale durch Kalais gekommen war, eine Leidenſchaft in dem Grafen von Warwick entzündet hatte. Sie konnte gebraucht werden, um den Helden ins Verderben zu locken. Weil die ſchöne Wittwe in St. Albans übernachtete, befahl die Königin, dieſe Stadt ſogleich einzuſchließen, um den Grafen von Warwick zu verführen, daß er durch eine verwegene Handlung bei ſeinem abentheuerlichen Rittergeiſte die Befreiung der Geliebten verſuchte; auf jeden Fall ſich aber der Perſon derſelben zu bemächtigen. Der Gedanke an das noch friſche Unglück ſeines Vaters und ſeiner Freunde hatte aber des Helden Verwegenheit gekühlt, und das Heer der Königin, welches die Stadt nur einſchließen ſollte, unternahm einen Sturm, um die Plünderungen fortzuſetzen, an welche es gewöhnt war. Kaum vermogte Margaretha, das meuteriſche Volk durch ihre Geiſtesgegenwart zum Gehorſam zurückzuzwängen. Doch hatte ſie das Vergnügen, daß Eliſabeth Woodwille, von dem Sturm erſchreckt, in ihrem Lager Schutz ſuchte.

Inzwischen hatte die Gefahr der Geliebten den Ungestüm des Grafen zu Erfindung neuer Hülfsquellen getrieben. Bei dem ganzen bisherigen Gange des bürgerlichen Krieges in England und bei dem Verhältniß zwischen der Lehnsmiliz und den Bürgern der Städte, hatte kein Baron den Gedanken gefaßt, auch diese zum Krieg im Felde hinauszuführen. Auch würden sie sich schwerlich dazu hergegeben haben. Allein Warwick, in dem gegenwärtigen Drange und bei der Huldigung, die London immer seinen großen Eigenschaften gezollt hatte, gerieth auf den Gedanken, sich vorzüglich aus Bürgern dieser Stadt ein Heer zusammenzusetzen. Es gelang und er eilte nach St. Albans, um die Königin zu überfallen. Allein Margaretha's Wachsamkeit war nie zu täuschen. Benachrichtigt von seinem Eilmarsch blieb sie ruhig in ihrem Lager, als erwartete sie keinen Feind; den Herzog von Somerset hatte sie dagegen mit beträchtlicher Macht abgeordnet, womit er sich in die Büsche legen und den unvorsichtigen Warwick umzingeln sollte.

Inzwiſchen mußte auch er gewarnt ſeyn; denn er fiel unvermuthet zuerſt über die verſteckten Krieger her und bewirkte bei ihnen eine Beſtürzung und Verwirrung, wodurch ihr Verderben gewiß geweſen, wenn nun nicht die beſonnene Königin mit tapfrer Eile aus dem Lager auf den Feind geſchlagen hätte. Warwick rettete ſich durch die Flucht, und hinterließ dreitauſend Todte auf dem Schlachtfeld. Ein beſondrer Gewinn des Sieges war, daß die Königin ihren Gemahl wieder eroberte und Anna Nevill, beide in einer Kutſche. Der Graf hatte jenen nicht aus ſeiner Gewalt laſſen wollen, als er von London heranflog, und ihm ſeine Schweſter zur Geſellſchaft gegeben, deren Anmuth ihm die traurige Lage verſüßen ſollte. Er war unter Obhut des Lord Bonville, der nach Warwicks Flucht ihn um Gnade flehte und Verzeihung erhielt. Gleichwol ließ Margaretha denſelben durch den Nachrichter enthaupten, wie den berühmten Krieger Thomas Kiriel. Auf beiden Seiten wurde es Grundſatz, daß man alle unter dem Feinde, die durch ihre

Eigenschaften und ihre Macht Gefahr brächten, ohne Rücksicht auf sonstiges Kriegsrecht, mit Grausamkeit vertilgen müsse. Anna Nevill ward zu weitern Absichten von der Königin aufbewahrt, die auch wol den Mord nicht wollte, wenn die Politik ihn nicht zu befehlen schien.

Der junge Eduard von York hatte inzwischen den gegen ihn geschickten Feldherrn mit gleichem Glück geschlagen und den gefangenen Vater desselben nach jenem barbarischen Grundsatz enthäupten lassen. Sein Sieg hatte besonders die Folge, daß Graf Warwick, auf welchem allein nun das Haus York sich stützte, nicht mehr von ihm entfernt wurde.

Dieser Held, der immer für die äußersten Maaßregeln war, rieth dem Jüngling nicht zu zaudern, wie sein Vater, sondern sogleich die Krone zu ergreifen. Wenig bekümmert um das Recht glaubt die Masse des Volkes, der müsse sie besitzen, welcher sie mit der meisten Zuversicht sein nennt und trägt. Er riß ihn mit sich nach London, ehe sie um die Königin Sorge trugen,

und dort wurden ſie mit Jubel empfangen. Sogleich beſchieden ſie das Heer und die Bürger nach dem Johnsplatze. Jenes ſtand in Schlachtordnung und auf der einen, dieſe zuſammen auf der andern Seite. Warwick ritt auf in der Mitte und rief: ob ſie Heinrich von Lankaſter zum König wollten? Ein wiederholtes Nein erſcholl ringsum. Er rief dann, ob ſie den jungen Herzog von York als ihren rechtmäßigen König Eduard den Vierten anerkennen wollten? Laut wogte das Freudengeſchrei. Der ſo gewählte König erſchien, und die außerordentliche Schönheit ſeiner Geſtalt machte ſolchen Eindruck, daß man gern glaubte, was der Ruf von ſeiner Tapferkeit und ſeinen wahrhaft königlichen Eigenſchaften ſagte. Am folgenden Tage war förmliche Krönung.

In der erſten Wut über dieſe Kunde aus London gab die Königin, um ſich an dem Grafen von Warwick zu rächen, den Befehl zur Hinrichtung ſeiner Schweſter und ſeiner Geliebten; doch wandelte ſie noch früh genug die Reue an,

wiewol ſie von beiden verrathen war, denn es litt keinen Zweifel, daß Eliſabeth Woodville vor der letzten Schlacht bei St. Albans den Grafen von Warwick von Sommerſets Hinterhalt benachrichtigt hatte. Um zu prüfen, wie weit ſie des Helden Leidenſchaft theilte, hatte die Königin ſie mit der ganzen Gefahr, worin er ſchwebte, bekannt gemacht. Vielleicht hatte dieſer Augenblick erſt Eliſabeths Liebe leidenſchaftlich geweckt und ſogleich für den Geliebten in Thätigkeit geſetzt. Ihre Reiſe nach England, ihren Aufenthaltsort hatte ſie ihm wenigſtens bisher verborgen, und ſo ſcheint noch wenig Erklärung der Leidenſchaft zwiſchen ihnen geweſen zu ſeyn.

Ehe noch Anna Nevill und Eliſabeth Woodville von den neueſten Ereigniſſen in London unterrichtet waren, ließ die Königin ſie beide vor ſich rufen und fragte ſie, welche von ihnen bereit ſei, dem Grafen von Warwick den größten Dienſt zu erweiſen? ſie wäre entſchloſſen, ihn nun durchaus als einen Aufrührer zu behandeln und einen Preis auf ſeinen Kopf zu ſetzen; doch

wolle ſie auch noch den Weg der Großmuth verſuchen, weil ſie tief fühle, welche Stütze für den Thron die großen Eigenſchaften des Grafen ſeyn müßten, und darum wünſche, daß er das Haus York verlaſſe, um neben ihr den Staat zu regieren. Diejenige von ihnen beiden, die ſich am meiſten Gewalt über ihn zutraue, möge eine Zuſammenkunft mit ihm haben und ihren Willen offenbaren.

Margaretha ſelbſt fühlte, daß Anna nach allen den Verwickelungen, die ihre Unſchuld verderbt hatten, nicht ſo, wie die ſchuldloſe Eliſabeth, daß die Schweſter nicht ſo auf des Helden Entſchlüſſe wirken werde, als die Geliebte; aber ſchamhaft weigerte ſich dieſe, ohne die Schweſter den Grafen allein zu ſehn, und die Königin, welche gern die eine als Bürgſchaft für die andre behalten hätte, mußte einwilligen, daß beide zu der Unterredung gehn ſollten. Anna lud ihn ſchriftlich dazu ein und beſtimmte zum Orte der Zuſammenkunft ein Landgut ihrer Familie nahe bei London. Funfzig Mann Geleite gebe ihnen

die Königin; er mögte nicht mehr mit sich bringen.

Als er kam mit seinem Gefolge, waren die Damen schon angelangt. Er verwarf sogleich die Vorschläge der Königin, als unvereinbar mit seinem Ruhm und seiner Ehre, und schlug den Frauen vor, daß sie mit ihm nach London gehn sollten; die beiden Gefolge wären gleich stark und seine Stärke würde dem seinigen das Uebergewicht geben. Aber ihn hörten der barbarische Lord Klifford und seine Gefährten, die als Weiber verkleidet, wie zum Frauengefolge der beiden Damen gehörig, in das Schloß gekommen waren. Von der Königin befehligt, den Grafen, sobald er sich ihrem Antrage weigerte, niederzustoßen, stürzten sie mit Dolchen bewaffnet jetzt in den Saal der Unterredung. Ganz bepanzert, erlag er nicht den ersten Streichen und konnte sein Schwert ziehn. Beim ersten Lärm war das Geleite der beiden Frauen geheissen, auf das gegenseitige loszuschlagen: es geschah, indem sich der Held mit den drei Verschwornen herumschlug.

Da faßte Eliſabeth mit männlichem Muth und rüſtigen Armen den barbariſchen Klifford und die Liebe gab ihr Kraft, daß ſie ihn unbeweglich feſthielt; und Warwick tödtete einen der Verſchwornen, ſchleuderte den andern von ſich. Kaum war er draußen erſchienen, ſo verdoppelte ſich die Wut der Seinen und ſchlug die Gegner mit Gewalt nieder. Dann flog er zurück nach dem Saal, von wannen Klifford und ſein Gefährte entflohn waren, die einzigen, die ſich von den Kriegern der Königin retteten. Er ſetzte ſeine Unterhaltung mit den Damen fort, als ob nichts geſchehen wäre, und führte ſie dann freudig mit ſich nach London.

Bei dem ganzen Anſchlag hatte Margaretha wol einige Hoffnung gehegt, daß das Vertrauen, welches ſie auf Warwick ſetzen wollte, ſein eignes aufregen und ſein großmüthiges Herz rühren werde. Auch wäre es vielleicht möglich geweſen, daß ſie alles Geſchehene hätte vergeſſen können und ſich einem ſo gewaltigen Mann auch jetzt noch hingegeben hätte, ohne ihm Gefahr zu brin-

gen. Das aber empfand ſie nicht, daß der hohe Sinn Warwicks geſunken wäre, ſobald er ſich durch Treuloſigkeit gegen das Haus York einmal verleugnet hätte, und daß ſie ihm dann nicht ſicher hätte vertrauen dürfen.

Tief beſchämt und voll wütenden Schmerzes, daß ihr Anſchlag wider Warwick ſich ſo geendigt hatte, brach Margaretha ſogleich auf und zog wieder nach den nördlichen Provinzen, indem der rachedürſtende Graf den jungen König ſpornte, ohne Zaudern im Felde zu erſcheinen. Aus Werbungen, die er in London und andern Städten anſtellte, aus alten verſuchten Kriegerbanden, der letzten Mannſchaft aus den Kriegen in Frankreich, ſchuf er ihm plötzlich ein Heer, und flog dann nach der Gegend von York, wohin die Königin ſich mit ihrem Gemahl begeben hatte.

Auf dem Zuge flammte der Geiſt der Rache immer verzehrender in ihnen. Sie zogen durch den kleinen Ort, wo der alte Graf von Salisbury ſein ruhmvolles Leben durch die Hand des Nachrichters beendet hatte: Warwick ſah noch

blutige Flecken an der Richtstäte. Als sie an Ferrybridge kamen, lag der wütende Lord Klifford an der Brücke, ihnen den Uebergang zu wehren: über sie führte der Weg zu Margaretha's Heer, welcher die nördlichen Provinzen mit ihrem gewohnten Eifer plötzlich sechszigtausend Mann gestellt hatten. Der erste Angriff ward abgeschlagen. Da sprang Warwick vom Roß und tödtete es vor Eduards Augen, und sprach: „König, der Feind ist Meister der Brücke; fliehe, wer da will! ich schwöre bei diesem guten Zeichen, — das Kreuz seines Schwertes küssend, — hier bis zum letzten Seufzer zu schlagen.“ Der König sandte sogleich einen Trupp ab, der weit unter der Brücke den Uebergang geheim versuchen sollte; und wie er gelungen war, wie Klifford, um sich gegen diesen unerwarteten Angriff zu decken, die Brücke preis gab, stürmte Warwick hinüber und suchte die Person des barbarischen Lord. Nachdem er ihn schon mit einem Pfeil verwundet hatte, kam er näher und durchstieß ihm mit dem Degen die Mitte des Leibes.

Rasch ging es nun weiter zur Schlacht mit dem Heer Margaretha's, welches unter dem Befehl des Herzogs von Sommerset um ein Drittheil stärker war, als das anrückende. Die Königin hatte dem Anführer zum Wahlspruch gegeben: siegen oder sterben. In der Ebene von Taunton stiessen sie zusammen; den neun und zwanzigsten März des Jahres 1461. Ein dickes Schneegestöber wehte der Wind den Kriegern Margaretha's ins Gesicht und so gelang die List des feindlichen Vortrabs, daß er plötzlich die Schlachtlinie überschritt, eine Wolke von Pfeilen abschoß, dann schnell wieder hinter die Schlachtlinie zurückwich, und dadurch verführt das Heer von Lankaster auch einen Pfeilregen sandte, ohne irgend einen Feind zu erreichen. So wie die Köcher gegenüber geleert waren, ließ Eduard mit Wut einhauen, und durch seine Reihen scholl der Befehl, daß kein Quartier gegeben werden solle. Nun begann das gräßlichste Blutbad, indem alle Schlachtordnung aufhörte. Vom frühen Morgen währte es bis zu den Abendstunden, und noch

war nichts entſchieden. Mit der letzten Anſtrengung ſtürzte da Warwick mit erleſener Bande noch einmal auf die Feinde, und ſie wandten den Rücken. Durch dieſe Flucht ſtieg mit jedem Augenblick die Gräßlichkeit des Blutbades. Beinahe vierzigtauſend Todte bedeckten das Schlachtfeld und die Umgegend.

In reiſſender Eile flohen die Königin und Heinrich aus York, wo ſie den Ausgang der Schlacht erwartet hatten, und bald nach ihrer Flucht rückten König Eduard und Warwick in dieſe verhängnißvolle Stadt. Sie ſahn die Häupter der Väter auf ihrem Thore, und lieſſen ſie abnehmen, um es mit dem Kopf Kliſſords und vielen andern barbariſch zu ſchmücken. Nur dann, fühlten ſie, wäre der Sieg vollkommen geweſen, wenn die Häupter Margaretha's und ihres Sohns dort ihrer Rache prangten.

Eduard und Warwick gingen zurück nach London, wo das Parlament auf das feierlichſte das Haus York für den einzigen rechtmäßigen Thronbeſitzer erkannte, alle Staatsakte, die unter

dem tyranniſchen Hauſe Lankaſter vollbracht wären, für nichtig erklärte, ſo wie für Verräther den König Heinrich den Sechſten mit ſeiner Gemahlin und ihrem Sohn, mit einer langen Reihe ihrer vornehmſten Anhänger, deren ſämmtliche Beſitzungen eingezogen werden ſollten.

Kaum konnte indeß Margaretha mit ihrem Gemahl und Sohn, und den Herzögen von Sommerſet und Exceſter, ihrer einzigen Begleitung, von der ſchottiſchen Regierung einen kärglichen Aufenthalt erflehen; aber ſie war des Kampfs mit dem Schickſal noch nicht müde und faßte wieder die kühnſten Hoffnungen, als ein franzöſiſcher Kaufmann, der in Schottland anſäßig, durch den Handel nach den Niederlanden ſich Reichthum erworben hatte, vor ihr erſchien, ſie erinnerte an eine Wohlthat, die ſie ihm in ihrer Jugend zu Nancy erwieſen hatte, ſie bat, mit ſeinem Vermögen zu ihren Abſichten zu ſchalten. Sie erſuchte ihn um ein Schiff und Vorſchuß an Geld.

Ihren Gemahl und ihren Sohn hinterließ ſie

der Obhut des Herzogs von Exeſter, und nun erſt nahm ſie eine Wache von hundert Edelleuten für dieſelben an, welche ſie bisher verbeten hatte. Sie ſelbſt ſchiffte ſich mit Sommerſet ein, und gelandet in einem Hafen von Flandern, ſandte ſie ihren Gefährten an den burgundiſchen Hof, und begab ſich ſelbſt zu König Ludwig dem Eilften von Frankreich.

Berühmt und ſchön, unglücklich und Königin war ſie ſogleich ein Gegenſtand der Anbetung für die ritterliche franzöſiſche Jugend. Ludwig erlaubte ihr, in ſeinem Lande ein Heer zu werben, und der Zauber, welchen ſie einflößte, hätte leicht die zahlreichſten Schaaren edler, ſchwärmeriſcher Jünglinge zu ihrer Fahne geſammelt. Allein Margaretha blieb Weib in allem Strudel des Ehrgeizes und der blutigſten Gefahren. Mit einer glühenden Einbildungskraft hing an ihr der junge tapfre Varenne, Großſeneſchall der Normandie. Ihr Herz blieb nicht ungerührt, und verbarg ſich nicht, wie es die Politik gebot. Sobald ſie Einem entſchieden den Vorzug gab, wa-

ren die Arme, die Gemüther aller übrigen Jünglinge für ſie gelähmt. Mit fünfhundert Mann, die Varenne zuſammengebracht hatte, ſchiffte ſie ſich ein, unter ſeiner Anführung. Vom Sturm verfolgt, von der engliſchen Küſte zurückgeworfen durch Poſten, die König Eduard ausgeſtellt hatte, lief ſie in die Twede ein, begab ſich nach Berwick und von da an die ſchottiſche Gränze.

Nicht genug, daß ihre Verbindung mit Varenne und ihre Erſcheinung mit ſo wenig Truppen einen ſchlechten Eindruck auf ihre Anhänger machte, bewirkte ſie ſogar den Abfall ihres treuſten, des Herzogs von Sommerſet. In Burgund hatte er einige Kriegsmacht zuſammengezogen, und war ſo glücklich geweſen, mit derſelben in Northumberland ohne Widerſtand vorzudringen; als er aber jetzt hörte, wie Margaretha ſeine Liebe und Treue in ſo kurzer Zeit der Neigung für einen andern Mann geopfert habe, dachte er auf ſeine Ausſöhnung mit König Eduard, der ihn mit offenen Armen empfing. Allein Margaretha kannte ihn zu gut, als daß ſie über ſei-

nen Verrath ſehr beſtürzt geweſen wäre. Sie wußte, daß er nicht von ihr laſſen könnte. Schon ſchrieb er ihr und wünſchte zu wiſſen, ob ſie wirklich ſo undankbar und wankelmüthig gegen ihn gehandelt habe, als das Gerücht ſage; und wiewol ſie ihm nur mit Klagen über ſeine Verrätherei geantwortet hatte: ſo flog er zu ihr mit einer großen, in London zuſammengebrachten Geldſumme.

In Northumberland, wohin ſie mit einigen im nördlichen England und in Schottland geſammelten Kriegsbanden gezogen war, empfing ſie ihn mit Ueberraſchung und Freude; doch konnte ihm nicht entgehen, daß ihr Herz für ihn verloren war. Indeſſen blieb ihm keine Zeit, darüber zu trauern; denn das kleine Heer mußte eilen, ſeine Linien bei Exham zu befeſtigen und hinter denſelben Verſtärkungen zu erwarten.

Von gleichkühnem Geiſt, wie ſein Bruder Warwick beſeelt, erſtürmte ſie der Marquis von Montague, und erſchlug den größten Theil des betäubten Heers, indem ſich die Uebrigen zer-

ſtreuten. 1464. Mai 15. Sommerſet ward auf der Flucht ergriffen und zu Exham mit mehrern hingerichtet. Alle Gefangne verloren das Leben auf dem Blutgerüſte.

Margaretha hatte ſich in den Wald gerettet und irrte darin umher, allein mit ihrem achtjährigen Prinzen, glücklich genug, wenn ſie ihn, auf dem ihre ganze Hoffnung ruhte, eine Zeitlang im Dickigt verbarg, bis es ihr gelang, mit ihm nach Schottland zu entkommen. Den geheimſten Ort ſuchend, erblickt ſie Männer, die im Graſe liegen. Sie haben ihren Gang gehört und ſtürzen auf ſie zu. Geſchmückt mit Reichthum, dem Reſt ihrer königlichen Macht, den ſie vom Schickſal gejagt mit ſich trug, war ſie eine lockende Beute für die Räuber, welche ſie ergriffen und ihrer Koſtbarkeiten beraubten. Ein fürchterlicher Zank erhob ſich über die Theilung der Beute, und die Königin, unbewacht, riß ihren Knaben mit ſich und ſtürzte ins dicke Gebüſch. So lange er Kräfte hatte, wanderte ſie, und Hunger und Erſchöpfung hatten ſie ſchon mit

allen Schrecken umgeben, als ihr ein Räuber mit gezogenem Schwert entgegen kam. Sie trat beherzt auf ihn zu, und indem sie auf ihren Eduard zeigte, rief sie aus: Hier, mein Freund, deiner Obhut vertraue ich deines Königs Sohn. Ueberwältigt ließ der Räuber sein Schwert zu den Füßen des Prinzen sinken, und erbot sich zu jedem Dienst, den seine Kräfte vermögten. Sie befahl ihm, den Knaben zu tragen, und indem er ihn in die Arme hob, ergriff sie sein Schwert, um gegen ihn durch seine eigne Waffe gesichert zu seyn. Er schlug sein Haus im nahen Dorfe vor als Zufluchtstäte. Zwei Tage lebten sie dort, indem er auf der Königin Bitten umherstreifte, über die Folgen der Schlacht bei Exham Kunde einzuziehn. Am dritten brachte ihnen die Frau des Räubers die Nachricht, daß im Dorf bewaffnete Leute umgingen, die nach der Königin und dem Prinzen von Wales frügen. Margaretha zog Kleider ihrer Wirthin an und ging hinaus, und erkannte zu ihrer ungemeinen Freude den Großseneschall Varenne mit seinem Schild-

träger und einem Engländer. Er hatte ſich tapfer in der Schlacht gehalten und ſeine flüchtigen Krieger, die ſich wieder zu ſeiner Fahne geſammelt hatten, in eine kleine Stadt geworfen, um ſelbſt die Königin aufzuſuchen, welche er nicht unter den Gefangnen des Marquis von Montague nennen hörte. So zärtlich Margaretha von des Seneſchalls Betragen gerührt ſeyn mogte, ward ihr dadurch nichts geholfen. Die Spur, ſie zu entdecken, konnte nun noch leichter gefunden werden, und der Räuber kam zurück mit der Nachricht vom blutigen Schickſal Sommerſets und aller Gefangnen und von dem Eifer, womit Montague forthandle, nachdem er vernommen, daß die Königin und der Prinz von Wales nicht nach Schottland zurückgekommen wären. Vor allen, glaubte Varenne dem ritterlichen Geiſt gemäß, müßte er den Räubern noch die Kleinodien Margaretha's wiederabnehmen und begann eine Irrfahrt im Walde. Er traf auf den Herzog Exceſter und Edmund, den Bruder des hingerichteten Herzogs von Sommerſet, und nahm

ſie mit zur Hütte des Räubers. Dieſer, aller Wege kundig, entſchloß ſich, ſie ihrem Verlangen gemäß nach Karlile zu führen, aber verbot ſchlechterdings ſeiner Frau, ein dargebotenes Geſchenk anzunehmen, bedauernd, daß er ihnen in ihrer Noth nicht mehr Labſal und Hülfe darbieten könne. Das iſt, ſagte die Königin, das Herbſte in meinem Mißgeſchick, daß ich euch nicht belohnen kann.

Zu Karlile verſchafften ſie ſich eine große Barke und landeten zu Kerkebridge in Schottland, von wannen die Herzöge von Exceſter und Edmund von Sommerſet ſich nach Flandern begeben mußten, um neue Hülfe am burgundiſchen Hofe zu ſuchen. Zum Unglück kehrte Margaretha nach ihrer Landung in das Haus eines Engländers ein, der zu den Anhängern der weiſſen Roſe gehörte und war von ihr erkannt worden. Er faßte ſogleich einen verrätheriſchen Anſchlag. Der Seneſchall und ſein Schildträger wurden im Schlaf von mehrern Engländern überfallen, gefeſſelt und zum Hafen gebracht.

Eben dahin führte man während der Nacht die Königin und ihren Sohn. Varenne hatte sogleich gearbeitet, sich seiner Bande zu entledigen, und als er bei Tagesanbruch Margaretha und den Prinzen von Wales in demselben Schiffe mit sich erblickte, die schwarze Verrätherei nicht mehr bezweifelnd, streifte er die Bande ganz von sich, befreite seinen Waffenträger und in ihren Händen wurde Alles Waffe, in wenigen Augenblicken waren fünf Verräther erschlagen. Weil Ruder und andre Schiffswerkzeuge bei diesem Tumult verloren gegangen oder beschädigt waren, und Varenne mit seinem Gefährten der Schiffahrt unkundig, ward die Barke hin und hergeworfen und endlich zum Glück auf eine Sandbank an der schottischen Küste, an welche die beiden Männer durchwatend gelangten, die Königin und Prinz Eduard, auf ihren Schultern getragen.

Unter den barbarischen Bewohnern der Küste waren sie sicher, indem der Schildträger allein an den schottischen Hof wanderte, von wo er

bald mit einigen Garden des Königs und anderm Beistand zurückkam; aber auch mit der Nachricht von dem Unglück des Königs Heinrich. Nach der Niederlage von Exham durch die Flucht auf die Gränze von Schottland gerettet, war derselbe von der schrecklichsten Unruhe gepeinigt worden, als er seine Gemahlin und den Prinzen von Wales nicht in seiner Nähe wußte. Gänzlich unkundig ihres Schicksals, hatte er endlich den tollen Muth gefaßt, mit zehn verwegenen Engländern über die Twede zurückzugehn. Unter dem Namen eines Abgesandten des Königs von Schottland streifte er durch die nördlichen Provinzen mit unvorsichtiger Nachfrage nach der Königin und dem Prinzen Eduard. In der Nähe von Lutterworth, wo er im Hause eines Edelmanns, dessen Mutter seine Amme gewesen, sich ganz sicher glaubte, erkannte und verrieth ihn ein Diener, auf dessen Veranstaltung er mit seinem Wirth gefangen genommen wurde. Von dannen ward er auf einem schlechten Gaul nach London geführt, mit lächerlichem Schmuck über-

laden, seinen Namen auf dem Rücken, in jedem Orte, durch den er ritt, verhöhnt und gemißhandelt. Zu London diente er in allen Hauptstraßen zum schmachvollen Schauspiel, und ward zuletzt in ein düstres Loch des Tower geworfen.

Die Königin vernahm die gräßliche Erzählung des Waffenträgers in Gegenwart des Prinzen Eduard, und zog sich betäubt mit ihm zurück. Drei Tage ertrug sie keines Menschen Anblick; aber die Gestalt des Schicksals und die Bestimmung seines Lebens drückte sie in diesen Tagen marternd in die Seele ihres Sohns.

Als sie aus der Einsamkeit wieder hervortrat, war ihr Schmerz überwunden und alle Beziehungen ihrer Lage, alle Aussichten mußten sich ihr wieder klar und bestimmt darstellen. Sie war so besonnen und tiefeindringend, daß sie sich, selbst im grausamsten Unglück, keine täuschende Hoffnung machte. Auch jetzt gestand sie sich bestimmt, daß sie von dem schottischen Hofe, dessen Haupt ein minderjähriger König war, trotz aller empfangenen augenblicklichen Unterstützun-

gen, nie eine Hülfe erhalten werde, wodurch sie sich in England einen neuen Zustand gründen könnte. Sie begab sich nach Edimburg, und war sehr damit zufrieden, daß man ihr eine Geldsumme und zwei Schiffe vergönnte, zur Ueberfahrt nach Frankreich.

Kaum war sie eingeschifft: so erhob sich ein Sturm und trieb sie an die Küste von Flandern. Sie mußte zweifeln, daß die Herzöge von Exceſter und Sommerset irgend etwas für sie am burgundischen Hofe bewirkt hatten, da sie, kaum ans Land getreten, erfuhr, daß Eduard der Vierte von England seine Schwester mit dem Sohn Philipps des Guten von Burgund vermählen werde. Dennoch vertraute sie zu sehr auf den Edelmuth des Herzogs, als daß sie von ihrem Aufenthalt in seinen Staaten etwas gefürchtet hätte. Auch unterstützte er sie auf zuvorkommende Weise und ließ sie bis zur Gränze seines Landes ehrenvoll geleiten.

Als sie in einiger Entfernung bei Kalais vorbei reiste, wollte Varenne die Festungswerke der

Stadt ſchauen und ward von einem Trupp Engländer gefangen genommen. So ihres letzten Freundes beraubt, kam ſie in Paris an. Den König fand ſie nicht, denn er war mit ſeinem ganzen Hofe nach Chinon gegangen; aber ſchon mit unausſprechlicher Freude ihren kaum gefangenen Liebling. Vor den berühmten Krieger Vauclerc geführt, der unter Warwick in Kalais den Befehl hatte, war er von demſelben wie aus Irrthum gefangen, ſogleich freigegeben worden.

Sehr viel hatte zu dieſer großmüthigen Behandlung des Günſtlings der Königin gewiß beigetragen, daß eben jetzt die folgereichſten Zwiſtigkeiten zwiſchen dem Grafen von Warwick und König Eduard ausgebrochen waren. Jener brannte noch immer in der Leidenſchaft für die ſchöne Eliſabeth Woodwille; und wiewol ihr Herz von ſeinen großen Eigenſchaften gerührt war, wiewol ſie ihn mit Lebensgefahr wider den meuchelmörderiſchen Kliſford gerettet hatte, war ſie viel zu tugendhaft und hatte zu viel Selbſtbeherr-

ſchung, als daß ſie einer Neigung ſich hingegeben hätte, welcher die bürgerlichen Verhältniſſe entgegeſtanden; denn Warwick war verheirathet und hatte Kinder.

Sie lebte in der Einſamkeit bei ihrer Mutter zu Graſton in Northamptonſhire. König Eduard kam dorthin bei Gelegenheit einer Jagd, und Eliſabeth kniete vor ihm in Thränen: ihr Gemahl, der Ritter Gray, war für Lankaſter gefallen und noch waren ſeine Güter geächtet. So viel Schönheit in Trauer entflammte Eduards Herz, der, leicht und kühn und überaus ſchön, die weiblichen Reize allenthalben ſeine Beute glaubte und ſie mit flatternder Neigung in allen Ständen verfolgte.

Die Liebe in ihm war jetzt heftiger, als er ſie bisher empfunden hatte, und mit Scham und Stolz erhob ſich Eliſabeth über jede Verführung. Er wußte ihr auf geſchickte Weiſe einen Landſitz in der Nähe der Hauptſtadt zu ſchenken, und ſie konnte nicht umhin, bisweilen ihn zu ſehn. Es geſchah nie anders, als in Gegenwart ihrer Mut-

ter und andrer achtungswerther Personen; aber doch nicht ohne Heimlichkeiten, um das Gerede der Menge zu vermeiden. Wenn er von diesem Umstande einige Hoffnung für seine Leidenschaft faßte: so stachelte sie nichts mehr, als die Entdeckung, daß Warwicks Bild in Elisabeths Busen thronte. Als der Held eines Tages zum offnen freundschaftlichen Besuch bei ihr gemeldet und Er gedrängt wurde, sich heimlich den Augen des eifersüchtigen, stolzen, stürmischen Mannes zu entziehn, beklagte er sich darüber bitter mit den Worten, daß jener doch verheirathet, und er es nicht sei! und eröffnete dadurch eine neue Aussicht für Elisabeths vordringende Seele.

Eduards Gemüth, durch die immer wechselnde und immer begünstigte Neigung zu Frauen entartet, wie überhaupt Männer durch nichts leichter im Innersten verderbt werden, fühlte gehässige Regungen bei dem Gedanken, daß Warwick in Elisabeths Herzen mehr galt, als er, und bedurfte vielleicht auch der Zerstreuung durch andere Liebelei. Mit einer jungen höchst anmuthigen Toch-

ter

ter des Grafen, die in ländlicher Einſamkeit verborgen aufblühte, hatte er ein Verſtändniß angeknüpft, und ward zur Nachtzeit als Bauer verkleidet im Schloß ergriffen.

Eiferſucht wegen der geliebten Ellſabeth und Rache für dieſe Beleidigung erinnerten nun den Helden der Nation auf mächtige Weiſe an die Dankbarkeit, die ihm Eduard ſchuldig war, und bei der Offenheit ſeines Charakters wurde ſein Unmuth bald ſo laut, daß alle Stände des Reichs ſich ſchon von der Spaltung zwiſchen ihm und dem Hauſe York erſchüttert fühlten. Alle bisher vor Schrecken ſtumme Anhänger des Hauſes Lankaſter, alle Fremde von York, die ſich nicht genug belohnt glaubten, und der Bruder des Königs, Herzog Georg von Clarence, vermählt mit einer Tochter Warwicks, in Liebeshandel mit Anna Nevill, und ehrgeizig ſtrebend, alle erhoben jetzt die Häupter und wollten gern die Spaltung erweitern.

Der Großſeneſchall der Normandie hatte ſich bei ſeinem Aufenthalt zu Kalais ſo über die Ge-

sinnungen Margaretha's gegen Vauclerc geäussert, daß Graf Warwick nicht anstand, seine Schwester mit geheimen Aufträgen an die Königin nach Paris zu senden. Auch waren zwei Frauen, die sich einander so genau in ihren geheimsten Schicksalen kannten, schnell offenherzig gegen einander über die gegenwärtigen Verhältnisse. Nur konnte kein bestimmter Plan zum Handeln gemacht werden, bevor man sich des Beistandes von König Ludewig dem Eilften von Frankreich versichert hatte; und deshalb eilte Margaretha nach Chinon. Allein ehe sie den König gesprochen, kam auch Anna Nevill dort an und erklärte voll Bestürzung, daß Vauclerc ihr nach Paris den Befehl ihres Bruders gebracht habe, von seinen Vorschlägen zu schweigen oder jede über sie geschehene Eröffnung zurückzunehmen.

Vielleicht geschreckt durch die Gefahr, womit ihn des Helden Unmuth bedrohte, und nicht stark genug, der Liebe für Elisabeth die politischen Rücksichten des Throns zu opfern, wandte

ſich der König unerwartet voll Vertrauen zu dem Grafen und erſuchte ihn, an den franzöſiſchen Hof zu gehn und um die Prinzeſſin Bonna von Savoyen, die bei ihrer Schweſter der Königin von Frankreich erzogen wurde, in ſeinem Namen zu werben. Von demſelben Tage an, da Warwick den Auftrag annahm, ſah der König auch Eliſabeth nicht mehr, die nach Northamptonſhire zurückkehrte.

Indem Margaretha dies von Anna vernommen hatte, befahl ſie ihr mit der ſtrengſten Hoheit, einige wichtige Papiere auszuliefern, die vorzüglich von der Geſinnung des Herzogs von Clarence zeugten; und als die Lady leugnete, ſie noch in Händen zu haben, entfernte ſie ſich mit dem Befehl an einige Edelleute, ihre Feindin, wie ſie dieſelbe nannte, durchzuſuchen und ihr zu überbringen, was ſie gefunden hätten. Es geſchah ohne Schonung, und ein unbedeutender Brief des Grafen von Warwick war die ganze Beute.

Vergeblich waren alle Vorſtellungen, welche

die Königin dem französischen Monarchen machte, um Geld und Unterstützung an Mannschaft von ihm zu erhalten. Sogar die Erlaubniß, in seinen Staaten Freiwillige zu ihrer Fahne zu sammeln, verweigerte ihr seine enge und karge Politik, und selbst in der Normandie durfte der Großseneschall unter den Engländern, die mit Führern aus dem Hause Lankaster nach Frankreich hinübergegangen waren, nur diejenigen zum Zuge in die Heimath auffordern, welche noch durch keine bürgerliche Pflichten gebunden waren. Auch bei diesen erkaltete der Eifer, da sie die Königin und ihren Heerführer so wenig begünstigt sahn.

Ohne irgend eine bestimmte Hoffnung, von allen Quellen eines neuen Glücks nun gänzlich abgeschnitten, lebte jene zu Paris, wie der Graf von Warwick als Gesandter des Königs von England mit glänzender Pracht daselbst erschien. Weinend hatte Anna auf diese Zeit gehofft, wo er sie wegen der schmähligen Behandlung, die sie zu Chinon erlitten, rächen sollte, und wenig-

ſtens hatte ſie jetzt die Freude, ſich öffentlich als Genoſſin der Pracht ihres Bruders zu zeigen, indem Margaretha ſich in unſcheinbare Verborgenheit zurückziehn mußte.

Inzwiſchen war ſie noch immer von Ludewig dem Eilften als Königin von England und ihr Sohn als rechtmäßiger Erbe des engliſchen Throns behandelt worden, und nothwendig mußten daher Hinderniſſe entſtehn, welche ein glückliches Ende der Sendung des Grafen von Warwick wenigſtens verzögern mogten. Allein der Großſeneſchall der Normandie ſelbſt machte dem König wiederholte Vorſtellungen, wie ſchwache Hoffnung das Haus Lankaſter habe, ſich je wieder in England zu heben, und wie unweiſe es ſeyn würde, ihr das geringſte gegenwärtige politiſche Intereſſe aufzuopfern; wie eben die enge Verbindung zwiſchen den Höfen von Frankreich und England dazu beitragen könne, für Margaretha und ihren Prinzen ein beſſeres Loos auszumitteln, als ihr vielleicht ſonſt würde. Ludewig folgte, und überraſcht von dem ſchnellen glück-

lichen Erfolg ſeiner Geſandtſchaft berichtete ihn Warwick freudig an König Eduard.

Margaretha bezeigte laut ihre Empfindlichkeit über die Willfährigkeit Ludewigs, und doch hatte Varenne einzig auf ihr Anſtiften ſo gehandelt. Für ſie war es nemlich die glücklichſte Fügung, daß Warwicks Sendung gelang. Von Paris aus, wo die Trümmer ihres Glücks, die Herzöge von Sommerſet und Exceſter wieder um ſie verſammelt waren, nach manchen Abentheuern in den burgundiſchen Staaten und Holland, hatte ſie den erſten nach England geſchickt, weil er ein vertrauter Freund des erſchlagenen Gemahls von Eliſabeth Woodville geweſen war. Bei ihr und ihrer Mutter gelang es ihm bald, vertrauten Eingang zu gewinnen, und der erſte Gebrauch, welchen er davon machte, waren Anregungen über die Leidenſchaft des Königs, welche ſo überaus glänzend hätte benutzt werden können. Unterdeſſen ward aber auch durch Margaretha's Verbindungen die Leidenſchaft in Eduard auf das heftigſte aufgeregt; und indem alle Kunde aus

Frankreich vom Grafen Warwick drängte, geſchah es in dem Sturm, daß der König und Eliſabeth Woodwille ſich heimlich mit einander vermählten.

In derſelben Stunde, wo es geſchah, verſchwand Sommerſet aus der Gegenwart der neuen Königin, die ihn mit ihrem Gemahl zu verſöhnen und zu belohnen wünſchte. Er war nach Frankreich hinübergeeilt mit ſeiner frohen Kunde; und Margaretha benachrichtigte von ihr ſogleich den Grafen von Warwick, der eben ein Feſt gab wegen des glücklichen Erfolgs ſeiner Sendung. Tödtlicher konnte er nicht verwundet werden: alles an ihm war auf das ſchmerzlichſte gekränkt, ſein Stolz, indem er dem Hohn der Welt mit ſeiner Sendung preisgegeben, ſeine Liebe, da er um die Geliebte betrogen, ſein hohes Gefühl für Redlichkeit, weil er ſo hinterliſtig behandelt worden.

Dennoch betrog ſich Margaretha, wenn ſie erwartete, daß die Wut ihn nun zur Verbindung mit ihr treiben werde. Gegen das Haus Lan-

laſter war einmal ſein Leben gerichtet geweſen, in der Königin ſah er die Feindin ſeines Geſchlechts, durch ſie ſich rächen zu wollen, dachte er noch zu erhaben. Zu ihrem Staunen, näherte er ſich ihr nicht im geringſten; aber mit Ludewig dem Eilften, der durch Eduards Vermählung mit Eliſabeth Woodwille gleichfalls ſo ſchwer beleidigt worden, hatte er die geheimſten Unterredungen, die ohne Zweifel ihre gemeinſchaftliche Rache bezweckten. Darauf ging er nach England zurück, und ſelbſt Anna Nevill, die gutmüthig genug auf Sommerſets erſte Winke ſich wieder der Königin genähert, wagte nicht, von einer Verbindung mit dieſer ihrem Bruder etwas zu ſagen.

Geſpannt erwartete Margaretha, wohin ſein wühlender Schmerz ſich werfen werde, und hörte mit Freude, daß er nur zwei Tage an Eduards Hofe verweilt und ſich dann unter dem Vorwande der Sorge für ſeine geſchwächte Geſundheit mit zwei Aerzten auf ſein Schloß zu Middleham begeben habe, und dort alle Nacht ſeine

Freunde und Genoſſen verſammle; daß ſeine Tochter auch ihren Gemahl, den Herzog von Clarence, hingebracht und auf das engſte mit ihrem Vater verbunden habe, inzwiſchen der Hof ſich aller Sorgloſigkeit überlaſſe.

Offenbar nahm die Verſchwörung, die jetzt wider Eduard entſtand, den Charakter an, daß ſie nicht für das Haus Lankaſter ſeyn, und nicht das Haus York, ſondern nur den gegenwärtigen König aus demſelben ſtürzen ſollte. Der Herzog von Clarence ſtrebte um ſo heftiger nach dem Thron, je mehr die Schwangerſchaft der Königin Eliſabeth ſeine Hoffnung auf denſelben entfernte. In ſeiner Tochter die Königin ſeines Vaterlandes zu ſehn, konnte ſelbſt dem Stolze Warwicks ſchmeicheln; am meiſten gefiel ihm aber, daß er ſich an dem undankbaren Eduard rächen konnte, und doch in der alten Treue gegen York nicht zu wanken brauchte.

Für Margaretha ſchien alſo, wie untergraben Eduards Thron wurde, keine Hoffnung aufzugehn, und ſie ſtand in der Ferne, wie ſchon

geschieden aus allen innern Verhältnissen Englands. In auswärtigen Staaten war eben so wenig für sie eine tröstende Aussicht. Ludewig der Eilfte von Frankreich war zufrieden, wenn nur innere Bewegungen, auch ohne sein Zuthun, das englische Reich zerrütteten, und war nicht gesonnen, mit Aufopferung seiner eignen Kräfte Margaretha hinüberzusenden, wodurch Eduards Gefahr nur verringert wäre, indem Clarence und Warwick eben so gut wie er, einen Feind in ihr bekommen hätten. Der schottische Hof hatte mit dem gegenwärtigen englischen sogar einen Bund geschlossen, und die Heirath zwischen dem burgundischen Prinzen und der Schwester Eduards von England war wirklich vollzogen.

Dazu kam, daß Margaretha, wenn sie auch Truppen zu einer Landung zusammenbrachte, nicht mehr ihren geliebten Heerführer besaß, den sie an ihre Spitze hätte stellen können. Der feurige Varenne war im Felde gefallen. An niemand schloß sich die Königin jetzt mit Liebe und Hoffnung an, als an ihren Sohn Eduard, in wel-

chem alle ihre groſsen Eigenſchaften verjüngt wurden, und mehr für ſeine Zukunft, als für ſich ſelbſt hielt ſie einen Troſt feſt, der im Zuſtande der innern Partheien Englands lag, nemlich den Gedanken, daß die Nation beim blutigen Zwiſt im Hauſe York ſelbſt, ſich reuig wieder zu Lankaſter wenden und Clarence, über ſeinen Bruder ſiegend, leicht von ihr und ihrem Eduard geſtürzt ſeyn werde.

Indem eine furchtbare Bewegung der Provinz York den argloſen Hof nicht auf die Spur der eigentlichen Gefahr führte, wiewol ſie vom Marquis von Montague und dem Erzbiſchof von York, den Brüdern Warwicks geleitet wurde, empfand Margaretha die lebhafteſte Ungeduld, ſelbſt den hohlen Boden zu betreten, auf welchem Eduards Thron ſtand, um beim Einſtürzen deſſelben ſogleich das Feldgeſchrei von Lankaſter zu erheben. Da forderte ſie von Ludewig dem Eilften nur die Gunſt, daß er ſie und ihren Sohn, ohne weitere Unterſtützung, nur mit der möglichſten Sicherheit nach England hinüber be-

fördern sollte; und nach langen Bedenklichkeiten schlug er ihr vor, daß sie mit einer Gesandtschaft, die er an König Eduard abgehn lassen wolle, hinübergehn mögte.

Sie überwand jedes Bild der Gefahr, worin sie auch ihren geliebten Sohn und alle Hoffnung Lankasters brachte, und verkleidete jenen als einen jungen Geistlichen, indem sie auch ihre Kleidung veränderte und sich einen fremden Namen beilegte. Der Erzbischof von Narbonne war einer der Gesandten, und in seinem Gefolge landete sie glücklich an der englischen Küste, unerkannt von allem übrigen Geleite.

Auch jetzt waren ihre beiden Unglücksgefährten, die Herzöge von Sommerset und Exceſter, ihr treu geblieben, und hatten sich mit hinübergeschifft, um ihr in dem weiten London eine sichre Zuflucht zu bereiten. Ein Haus, das der erstere noch aus den Trümmern der Güter seiner Familie gerettet hatte, konnte zunächst dazu dienen, und wirklich brachten sie in demselben einige Tage ruhig hin mit stillen Nachforschungen über die Lage der Dinge.

Die Wohnung war nicht fern vom Tower, und die Königin fühlte einen unbezwinglichen Drang, ihren Gemahl in seinem Kerker zu sehn. Wiewol man glaubte, daß Eduard ihn längst habe umbringen lassen, hielt sie sich vom Gegentheil überzeugt, da Heinrich von niemand gehaßt und gefürchtet, und dem öffentlichen Spotte preisgegeben worden. Sie kannte einen Gefangenwächter des Tower, einen alten Anhänger von Lankaster. Ihm vertraute sie sich, und ging, nachdem sie ihren Sohn in weitere Obhut gegeben, trotz aller Warnung ihrer Freunde, als Dienstmagd in seine Wohnung. Sie fürchtete nichts, wenn sie einmal die Umstände berechnet, und ihren Entschluß gefaßt hatte. Hinabgeführt in den dunkelsten Kerker erblickte sie ihren Gemahl, gleich einem besinnungslosen Ungeheuer. Er hatte keine Kleider gewechselt, keiner Ruhe im Bette genossen, sein Bart war lang gewachsen, sein Haar hing zerstreut, und die ursprüngliche Trägheit seines Geistes war dem Blödsinn ähnlich geworden. Als er aber seine Gemahlin

erkannte, kehrte ſeine Menſchheit ganz zurück und er zerfloß in Thränen. Sie erhielt von ihm manche nützliche Nachricht über eifrige Anhänger, die ſelbſt ins Gefängniß mit Anerbietungen zu ihm gedrungen waren.

Mit dem gräßlichen unterirrdiſchen Bilde ſtieg Margaretha wieder an das Tageslicht, um dort einen Jammer zu fühlen, gegen welchen alles Unglück ihres Lebens ihr ein geringes däuchte. Sie fand ihre Freunde in Thränen; denn den Tag darauf, als ſie zum Gefängnißwächter zog, war ihr Sohn plötzlich mit ſeinem Diener verſchwunden, und alle Nachforſchungen blieben vergeblich, eine ganze Woche lang noch ſeit ihrer Rückkehr.

Allein plötzlich erſchien er wieder mit ſeinem Begleiter, und überraſcht hörte die Mutter das Geheimniß ſeines Verſchwindens. Er war nach Kalais geweſen, um die anmuthige jüngſte Tochter des Grafen von Warwick zu begrüßen: in Paris hatte er ſie während der Geſandtſchaft ihres Vaters geſehn, und die Liebe hatte ihre

jugendlichen Herzen ergriffen. Verkleidet als ein junger Geistlicher war er hinübergegangen; selbst die Leidenschaft hatte ihn zu keiner Unvorsichtigkeit verleitet, und eben durch die Liebe brachte er über den Unmuth, die Absichten des Vaters seiner Geliebten manches in Erfahrung. Als seine Mutter ihm noch Vorwürfe über Verwegenheit machte, antwortete er ihr mit Lächeln, daß sie ihm kein Beispiel von Feigheit gegeben, als sie in den Tower gegangen wäre; und sie umarmte ihn unter Thränen mit den Worten: Das Schicksal hat dich seit deiner Geburt gemißhandelt; ich fürchte, es endigt damit, dich zu verderben, weil es dir seine Schuld nicht abtragen kann.

Endlich vernahm die Königin, daß der Graf von Warwick und der Herzog von Clarence nach England herübergekommen waren (im Febr. 1470) und erwartete mit Sehnsucht den Ausbruch ihrer Verschwörung. Allein sie wurden vom Hofe mit Vertrauen empfangen und sogar beauftragt, Truppen zu versammeln, um einen Aufstand im Nor-

den zu dämpfen. Diese Gelegenheit war für ihre Absichten zu lockend. Sie reiseten schnell ab zur Vollführung des Auftrages und unterwegs stieß zu ihnen eine Kriegsschaar, die von Kalais herübergekommen durch die Provinz Norfolk heranzog. In kurzer Zeit waren sie an der Spitze eines mächtigen Heeres, und verbargen dem Hofe nicht mehr die Gefahr, welche ihn so unvermuthet bedrohte.

Eduard gerieth um so mehr in Wut, je arglofer er getraut hatte. Er befahl jedem seiner treuen Unterthanen, die beiden Verräther zu greiffen, und versprach dem eine große Geldsumme, der sich ihrer, lebendig oder todt, bemächtigen würde. Auf das hurtigste zog auch er ein Heer zusammen, und in wenigen Tagen war er im Felde, um seine Feinde aufzusuchen. Als aber beide Heere gegen einander standen, hörte er gern auf den Vorschlag der gemäßigten Baronen in beiden Lagern, daß man Vergleichshandlungen am folgenden Tage beginnen wolle, und verließ sich auf den Erfolg derselben mit solcher Hoffnung,

nung, daß er ſich ſchon die Nacht über nicht ſorgfältig in ſeinem Zelt verſchanzte. Warwick hörte dies und griff während der Nacht das königliche Heer an. Verwirrung und Schrecken waren ſo allgemein in demſelben, daß er ohne Blut zu vergieſſen auf des Königs Zelt ziehn konnte, ehe dieſer noch wußte, welche Urſache das ſchreckliche, verworrene Getöſe habe. Er reichte ſein Schwert an den eintretenden Grafen, und bat ihn, ſein Glück nicht zu mißbrauchen.

Gern hätte der Herzog von Clarence dies Schickſal ſeines Bruders benutzt, nachdem ſich deſſen Heer mit dem ihrigen vereinigt hatte, um ſich ſogleich zum König erklären zu laſſen; aber Warwick faßte den Entſchluß, nach London zu gehn und mit Hülfe des Parlaments die Mißbräuche der Regierung abzuſchaffen.

Bei der erſten Kunde von Eduards Gefangenſchaft ward Margaretha mit Mühe von ihren Freunden zurückgehalten, daß ſie nicht aus der Verborgenheit hervortrat und ihren Gemahl oder ihren Sohn als König ausrufen ließ. Mit

Alles niederwerfender Eile wären dann gewiß die Sieger nach London gestürmt, ohne die Zahl der Truppen zu vermindern. Jetzt dagegen, als Lankaster ruhig blieb und sie die Königin mit ihrem Sohn hülflos in Frankreich glaubten, lieſsen sie ihr Heer auseinander gehn und verweilten sich zu St. Albans, wo Königin Eliſabeth den Helden Warwick zu ſanften Maaßregeln wider ihren Gemal zu ſtimmen ſuchte.

Der Graf hatte denſelben auf ſein Schloß zu Midleham unter die Obhut ſeines Bruders des Erzbiſchofs von York bringen laſſen, welcher ſogleich ſeinem Gefangnen die Erlaubniß verſtattete, zu Fuß im Park zu jagen, begleitet von zwanzig Mann Wache. Eduard beredete leicht einen derſelben, daß er einen benachbarten Edelmann erſuchte, zu einer beſtimmten Zeit an der Mauer des Parks mit zwei Pferden zu halten. Scherzend ſtritt er mit den Garden, wie leicht es ſei, über die Mauer zu ſpringen, und vollbrachte es ſchnell, ſchwang ſich aufs Roß und flog davon mit dem Edelmann, in ununterbroch-

nem Lauf nach London, wo die Sage, ſo wie hier, ſeine Rettung beſchrieb, als er unter dem Freudengeſchrei des Volks dort angekommen.

Wenn Warwick und Clarence über dies Ereigniß ſo beſtürzt wurden, daß ſie in der ſchnellſten Flucht Rettung ſuchten, ſo ward Margaretha noch ſchmerzlicher davon betroffen. Sie hatte auf den Augenblick, wenn die beiden Sieger, ohne ein Heer, die Stadt betreten würden, ſehnlichſt gehofft; ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen, ſchien ihr ein leichtes; viele Anhänger von Lankaſter waren dazu gerüſtet; York ſollte wider ſich ſelbſt für das verhaßte Geſchlecht, und deſſen neue Thronbeſteigung gearbeitet haben. Allein Eduards plötzliche Rückkehr zerſtörte dieſe nahe Hoffnung, und brachte Margaretha mit ihrem Sohn und ihren Unglücksgenoſſen in die höchſte Gefahr. Durch die letzten Maaßregeln, die ſie ergriffen hatte, war ihr Aufenthalt in London bei weitem nicht mehr ſo verborgen geblieben, als vorher: jeder Augenblick konnte ſie mit ihrem Eduard in die Gewalt des Feindes liefern, der ihren Gemahl im unterirrdiſchen Kerker gefangen hielt.

Nach Frankreich schnell hinüberzufliehen, schien das heilsamste; aber selbst auf dieser Flucht fesselte sie noch die Hoffnung. Sie harrte auf einem Landhause in der Provinz Kent, ob Warwick, der seine Truppen von Kalais noch diesseit des Meers gefunden hatte und mit ihnen zurückgezogen war, noch etwas vollbringen werde. Da kam die Nachricht, der Held habe Verrath von seinem eignen Heer gefürchtet und sei zur Nacht mit dem Herzog von Clarence und seiner Tochter, der hochschwangern Herzogin, ans Meer geflohn. Eben so sehr eilte nun auch sie ans Gestade.

Der Graf hatte nur ein Packetboot genommen, um damit in Kalais einzulaufen, aber Vauclerc widersetzte sich dieser Absicht und ließ eine Kanone wider ihn richten. Kaum hatte er die Weite des Meers wieder suchen müssen, so drohte der Wind das Schiff umzuwerfen. Bei dem Angstgeschrei seiner Schwester und seiner beiden Töchter bemühte er sich, ein größeres Schiff, das vor ihnen segelte, zu erreichen. Er vertraute

demſelben die Frauen an und blieb ſelbſt mit dem Herzog von Clarence in dem Packetboot, um ſich nicht in die Gewalt eines Unbekannten zu geben.

Auf jenem größern Schiffe, das nach Dieppe ſegelte, war Margaretha mit dem Herzog von Exceſter und einigen andern Unglücksgefährten, die ſich zurückgezogen hatten, als Warwick mit dem Kapitän ſprach. Da er und Clarence zurückgeblieben, konnte ein ſo enger Raum die weniger erbitterten weiblichen Seelen nicht lange vereint umfaſſen, ohne daß ihr anfängliches Staunen gegen einander über das Schickſal, welches mit ihnen ſpielte, nicht in wärmere Gefühle übergegangen wäre. Anna Nevill war ſo lange Margaretha's Vertraute geweſen und auf der jungen anmuthigen Tochter Warwicks ruhte der Blick der Königin mit Zärtlichkeit: es that ihr wohl, mit ihr von der Liebe ihres Sohns zu reden.

Der Graf und Clarence, früher gelandet zu Dieppe, ſtanden am Ufer mit Staunen, als ſie ihre Damen mit der Königin aus dem Schiff

kommen ſahen. Aber auch Gemüther, wie Margaretha und Warwick, wurden durch ein ſolches Schickſal verſöhnt, und in der erſten Stunde, da ſie beiſammen waren, ſchloſſen ſie ſchon einen Vertrag ab, daß der Prinz von Wales mit ſeiner Geliebten, der Tochter Warwicks vermählt werden ſolle. Man ſetzte nur die Genehmigung des Königs von Frankreich voraus, und in ſeiner Gegenwart wurde zu Amboiſe, wohin auch Eduard unter Obhut des Herzogs von Sommerſet gekommen war, jener Vertrag beſtätigt, ſo daß ſelbſt der Herzog von Clarence ſich verpflichtete, Lankaſter wieder auf den Thron zu rufen. Bis zur Volljährigkeit des Prinzen Eduard von Wales ſollten Warwick und Clarence das Reich verwalten.

Mit ausgeſuchter Pracht wurde bald darauf die Hochzeit des Prinzen von Wales zu Amboiſe gefeiert und in kurzer Zeit war Ludwigs Flotte ausgerüſtet, welche die Unternehmung wider den König von England unterſtützen ſollte. Die Herzöge von Sommerſet und Exceſter wa-

ren nach England hinübergegangen, um die Anhänger Lankasters vorzubereiten, und übersandten erfreuliche Nachrichten. Vaucler bewährte sich als einen Freund des Grafen von Warwick, welchem er den Hafen seiner Festung gesperrt hatte, weil er ihn damals in Kalais nicht sicher glaubte.

Schon stand der Held am Ufer von Havre, um sich mit der Königin und dem Prinzen von Wales einzuschiffen; aber der französische Admiral, der Bastard von Bourbon wagte nicht auszulaufen, weil Karl der Kühne von Burgund, Schwäher des Königs von England, eine ungleich stärkere Flotte an den Ausfluß der Seine gelegt hatte. Voll Verdruß eilte Warwick an den Hof Ludewigs und erhielt von ihm die Erlaubniß, daß er die französischen Schiffe wider den Feind führen dürfe. So wie er bei ihnen ankam, warf er sich in der Nacht aufs Meer und bei anbrechendem Tage mit Wut auf die burgundische Flotte, und hatte vier Schiffe derselben in den Grund gebohrt, als der Sturm heftig stieg und ihr einen Vorwand gab, ihre

Furcht und Niederlage mit dem Wetter zu beschönigen, das sie in ihre Häfen zurückgetrieben habe.

In dem Augenblick, als sich der Sturm legte, schiffte sich der Held mit der Königin ein, und sie landeten glücklich an der englischen Küste mit viertausend Mann französischer Hülfstruppen. Kaum waren ihre Namen erschollen, kaum hatten sie Heinrich den Sechsten wieder als König ausgerufen: so strömte es so zu ihren Fahnen, daß sie bald an der Spitze eines Heers von sechszigtausend Mann standen.

Eduard war eben beschäftigt, im Norden einen Aufruhr zu unterdrücken, der von einem Verwandten Warwicks angestiftet war, und scheint durchaus nicht von einer Landung seiner Feinde viel gefürchtet zu haben. Durch die burgundische Flotte, glaubte er, müsse sie wenigstens lange verzögert seyn, und der Bund, der gegen ihn geschmiedet war, däuchte ihm zu unnatürlich, als daß er wirklich bestehn könnte. Daß Margaretha, die den Vater Warwicks schmachvoll

hinrichten ließ, ihm ſelbſt nach Freiheit und Leben trachtete, und dieſer, der ihren geliebten Sommerſet erſchlug, daß zwei ſo hochfahrende Gemüther, die ſo viele Jahre hindurch mit Strömen von Blut ihren gegenſeitigen Haß genährt hatten, auf einmal und dauernd ſich wohlwollten, ſchien dem unmöglich, der nicht erwägte, daß dieſelbe Stärke, die ihnen ſolchen Haß gab, ihnen auch Kraft verlieh, ihn durchaus zu beſiegen; daß beide urſprünglich zu Gefühlen der Liebe geneigt waren, und Aeltern ſich ſchwerlich gram bleiben, wenn ihre beiderſeitigen Kinder durch die ſchönſte Liebe verbunden ſind. Auch hatte der König wirklich mehr darauf gerechnet, daß ſein Bruder unmöglich mit Margaretha und Warwick es treu meinen könne. Durch eine geheime Sendung, die aber dieſen beiden ſogleich verrathen war, hatte er ihm vorſtellen laſſen, wie unnatürlich es ſei, daß er für Lankaſter arbeiten wolle: bis jetzt habe Königin Eliſabeth nur eine Prinzeſſin geboren und ſo ſtehe er dem Thron ſehr nahe. Auch hatte Clarence wirklich gewankt,

und davon hoffte Eduard Alles. Er überlegte nicht, daß sein Bruder, ein Jüngling von ein und zwanzig Jahren, ohne starke Entschlüsse, sich schwerlich von den Banden so gewaltiger Seelen, wie Margaretha und Warwick, losmachen konnte.

Mit seiner gewohnten Rüstigkeit zog er ein bedeutendes Heer in der Pläne von Nottingham zusammen; aber als Clarence treu blieb bei den Fahnen von Lankaster, als ein Anhänger von York nach dem andern zu denselben abfiel, entstand in Eduard jene Feigheit, die auch den Muthigsten anwandelt, wenn die Ereignisse alle seine Berechnungen täuschen. In einiger Entfernung von seinem Lager auf einem kleinen Schloß am Gestade des Meers verlor er sich immer mehr in seine verworrenen Vorstellungen und seine Besorgnisse. Doch war er entschlossen, durch eine Schlacht das Schicksal zu bestimmen, sobald sich das feindliche Heer in der Ebene vor ihm gelagert hatte.

Er überdachte in der Nacht den Plan der Schlacht am folgenden Tage. Da hörte er in

ſeinem Lager Waffengetöſe und ein Geſchrei, das ſeinem Zelte ſich näher und näher wälzte. Es war der gewöhnliche Schlachtruf von Lankaſter. Wiewol er darauf gerechnet, daß Clarence den Grafen von Warwick verrathen ſollte, hatte er dem Bruder deſſelben, dem Marquis von Montague, feſt getraut, und eben dieſer war es, der mit ſeinem großen Anhang dies verrätheriſche Geſchrei erhob. Eduard warf ſich ſogleich in die Flucht, um nicht von den Verräthern gefangen zu werden. Zufällig fand er am Geſtade eine kleine Kriegsbande von ungefähr fünfhundert Mann, und einige Fahrzeuge, worauf er ſich mit ihr einſchiffte. Sein ganzes Heer aber unterwarf ſich dem Befehl Margaretha's und Warwicks, die eilf Tage nach ihrer Landung allgewaltig im Reich und an der Spitze einer ſolchen Kriegsmacht waren, wie in England noch keinem Führer gehorchte.

Als Eliſabeth Woodville den Ruin ihres Gemahls vernahm, wollte ſie einzig bei der Großmuth ihrer Feinde Schutz ſuchen. Sie begab

ſich mit geringem Gefolge in die Weſtminſterabtei, wo Schrecken und Kummer ihre unzeitige Niederkunft bewirkten. Sie gebar einen Prinzen und war dem Tode nahe. Margaretha hörte es mit Rührung und ſandte den Grafen von Warwick vorauf nach London, mit der Verheiſſung an ſie, daß umgeben von aller Ehre und Freude ſie und die Ihrigen an Englands Hofe ruhig leben könnten.

Montague übernahm die Führung des Heers in die Nähe der Hauptſtadt. Am Tower machte die Königin zuerſt Halt. Sie ſelbſt wollte ihrem Gemahl die Pforten ſeines Kerkers öffnen. Aber mit einem Seufzer hörte er ſeine Befreiung und mit Thränen ſah er die Laſt der Krone, die er wieder tragen ſollte. Die Königin bat ihn, ein Roß zu beſteigen. Umgeben von viertauſend Kriegern, ſeinen Sohn neben ſich, ritt er durch London. Der Held Warwick ging vorauf und rief: es lebe Heinrich und das Haus Lankaſter! und die Volksmaſſe wiederholte den Ruf der gebietenden Stimme.

Margaretha dachte in dieſem allgewaltigen Triumph an den Wechſel, welchem Englands Thron bis jetzt unterworfen geweſen, und auf Mittel, eine Revolution unmöglich zu machen, durch welche Lankaſter von ſeiner gegenwärtigen Höhe wieder herabgeſtürzt werden könnte. Darum ging ſie mit ihrem Sohn ſogleich wieder nach Frankreich hinüber, um Ludewig den Eilften zu weiteren Maaßregeln zu bewegen, wodurch der Ruin Eduards für immer gewiß werde.

Verfolgt von Schiffen der Hanſeſtädte, die mit Frankreich und England zu dieſer Zeit Krieg hatten, war der König, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin er vom Waſſer getragen würde, an die Rhede von Alcmaar in Holland verſchlagen, wo man den Schwäher des Herzogs von Burgund gern aufnahm.

Aber dieſer ſelbſt bewies wenig Wärme, zur Wiederherſtellung ſeiner Macht ihm behülflich zu ſeyn, indem Warwick das Haus Lankaſter planvoll befeſtigte. Ein Parlament, von ihm zuſammen berufen, ſetzte feſt, daß die Erbfolge auf

dem Thron erst nach Erlöschung des männlichen Stamms von Lankaster auf York übergehn sollte, und zwar mit Vorbeigehung Eduards und seines Sohns auf den Herzog von Clarence und seine Nachkommen. Auch erklärte es diesen letzten und den Grafen zu Reichsverwesern bis zur Volljährigkeit des Prinzen von Wales.

Mit welchem unerschütterten Ansehn Warwick auch die Staatsverwaltung besorgte, drang er doch selbst in Margaretha, daß sie schnell wieder nach England kommen mögte; und als sie seiner Mahnung gefolgt war, verbarg er ihr nicht die vielen entdeckten Spuren der wankenden Treue des Herzogs von Clarence. Dennoch hegte sie die Meinung, daß man nicht mit ihm brechen, sondern ihn möglichst entfernen sollte. Man gab ihm die Statthalterschaft von Irland.

Ein ungewohntes Glück verbreitete sich nun so schnell über Englands Fluren, daß dieser blutige Schauplatz der grausamsten Leidenschaften sogar von den Künsten und Wissenschaften besucht wurde, und ein Rechtszustand wieder auf-

kam. Margaretha und Warwick regierten zuſammen in der herrlichſten Eintracht: zwei ſolche Gemüther konnten durch kein Schickſal ſo entzweit werden, daß ihr Haß nicht in gegenſeitige Achtung und Bewunderung übergehn mußte, wenn ſie nur eine Zeitlang miteinander wirkten. Oft mogte in der Königin, wenn ſie den Helden in der Nähe beſchaute, der Gedanke entſtehn, daß ihrem ganzen Leben ein andres Heil geworden wäre, wenn es ſich früher einem ſolchen Manne hätte anſchließen können. In ihrem alten tödtlichſten Feind hatte ſie gefunden, wonach ſie ſo lange vergebens ſuchte, eine männliche Natur, die ihrer weiblichen gewachſen war.

Ihre Seele that ſich nun immer milder auf. Mit der größten Schonung behandelte ſie Eliſabeth Woodwille. Sie ſchlug ihr vor, ſie zu ihrem Gemahl nach Flandern ſenden zu wollen; aber von ihm hatte Eliſabeth wegen ſeiner Untreuen und Härten längſt ihr Herz gewandt. Sie bot ihr an, den Hof zu beſuchen, mit aller Pracht und Ehre, nur nach abgelegtem Titel

einer Königin, als Herzogin von York; und die Unglückliche begab sich gern als solche in eine einsame Wohnung, wo Margaretha's Sorgfalt sie mit allen möglichen Freuden umringte.

Mit derselben Güte wies die Königin jede Härte gegen den Herzog von Clarence ab, wiewol ihre treusten Räthe und Warwick in sie drangen, ihn gefangen nehmen zu lassen, weil sie bemerkten, daß immer mehr geheime Anhänger des Hauses York, mit welchen er in Verbindung war, nach London und an den Hof kamen. Wohin sie blickte in England, fand sie Ruhe und Glück, und allenthalben standen den Provinzen Männer vor, auf deren Treue sie sich ganz verlassen konnte, und deren persönliche Eigenschaften jeder Gefahr und jedem Feinde gewachsen waren. Dagegen fuhr der Herzog von Burgund fort, den Flüchtling Eduard mit harter Kälte zu behandeln.

Plötzlich sandte der Marquis von Montague dem Hofe die Botschaft, daß Eduard an der Küste von Yorkshire zu Ravenspur gelandet sei,

nur

nur mit zweitausend Mann und daher auf Anhang im Innern Englands bestimmt zu rechnen scheine. Dies war so ganz unerwartet, daß man es kaum glaubte am Hofe. Keiner von den Kundschaftern, mit welchen man den Herzog von Burgund und seinen flüchtigen Schwäher umgeben hatte, war auf eine vorbereitende Spur gekommen. Auf das geheimnißvollste hatte jener in Seeland unter dem Namen von Privatpersonen vier Schiffe voll Waffen und Kriegsbedürfnisse ausrüsten lassen, und sie an Eduard mit einer großen Geldsumme geschenkt. Zwölf hanseatische Schiffe sollten ihn auf der Ueberfahrt geleiten und zwei Wochen an der englischen Küste warten, um ihn wieder aufzunehmen, wenn in dieser Zeit sein Beginnen nicht gelang; und kaum war er abgesegelt: so verbot der Herzog seinen Unterthanen bei Todesstrafe, ihm mit Waffen oder Geld beizustehn.

Zugleich mit der schreckenden Botschaft hatte Montague der Königin gerathen, auf ihrer Hut gegen Clarence zu seyn. In Gegenwart des

Grafen von Warwick warf sie ihm in den heftigsten Ausdrücken seinen Verrath vor, und drohte, ihn sogleich auf das Blutgerüst zu senden. Aber er blieb furchtlos und beklagte sich bitter über ihren Argwohn: er wisse nichts von den Absichten seines Bruders, und sei bereit, sein Blut zu vergießen, um sie zu vereiteln: seinen Neffen wolle er niederstoßen, damit Eduard keinen Erben habe, und um so weniger nach dem Thron strebe.

Sie schauderte vor diesem Anerbieten; aber es bestärkte sie in ihrem alten Vertrauen zu dem Herzog, und sie gab ihm sogar den Auftrag, in den Provinzen, wo sein Ansehn vorzüglich galt, Truppen zu heben, um seinen Bruder abzuwehren; so dringend der Graf von Warwick sie warnte.

Indessen schien die Gefahr nicht groß zu werden, da Eduard mit seiner kleinen Kriegsbande allein blieb, und nirgends die Anhänger des Hauses York aufstanden, ihm die Krone zu erkämpfen, so daß er laut betheuerte, er trachte

nicht nach ihr und komme blos als Herzog von York, um ſein Erbgut zu erhalten. Dennoch verſagte ihm die Stadt York, auf welche er zuerſt zog, anfänglich den Eintritt, und erlaubte ihn endlich nur, indem er öffentlich in der Hauptkirche ſchwur, nichts zu unternehmen, was dem Gehorſam gegen den König zuwider wäre, und betheuerte, daß das Parlament Richter in der Angelegenheit ſeiner Erbſchaft ſeyn ſolle.

Montague, der im Norden den Befehl führte, zog freilich die Truppen zuſammen, wagte aber nichts wider ihn, da er ihn in den erſten Tagen leicht hätte unterdrücken können, und zwar auf Anordnung der Königin und ſeines Bruders. Die Menge beſtimmte ſich ſchwerlich, für York oder Lankaſter etwas zu beginnen, ehe durch die Häupter der beiden Partheien im Felde etwas entſchieden war, und der geringſte Vortheil, der zu Anfang erfochten wurde, konnte wegen des Eindrucks auf die Maſſe von unendlichem Gewinn ſeyn.

Zu Coventry hatte Warwick den Mittelpunkt

gewählt, auf welchen sein Bruder und Clarence ziehn sollten: von dort konnte man Eduard, dessen Heer allmählig doch anschwoll, erreichen, welchen Weg er einschlagen mogte. Allein der Herzog blieb mit zwölftausend Mann einige Meilen unterhalb jenes Punktes stehn, und zog sich dort ängstlich in sein Lager, als das feindliche Heer ganz nahe vorübergeführt wurde, ohne eine Feindseligkeit auszuüben. Sogar kam ein Reiter aus demselben herangesprengt und warf sich dem Herzog um den Hals. Es war sein Bruder Glocester. Eine Unterredung erfolgte zwischen beiden in Gegenwart der vornehmsten Führer des Lagers, und die Wirkung war, daß die zwölftausend Mann von Lankaster abfielen und dem Ruf von York folgten.

Noch war Montague mehrere Tagemärsche entfernt, und Warwick hatte kaum achttausend Mann. Mit ihnen konnte er sich nicht auf das nun so furchtbare Heer Eduards werfen. Seine Wut stieg bis zum äußersten Grade, als der Verräther Clarence ihm den Antrag thun ließ,

durch ſeine Vermittelung ſich mit York zu verſöhnen.

Wäre Warwick einem Helden, der ihm glich, gegenüber geweſen, ſo hätte er unter dieſen Umſtänden einen entſcheidenden Angriff von ihm erwarten können; aber auf keine Weiſe vermuthete er, daß Eduard mit täuſchenden Umſchweifen ſeines Zuges ſich der Hauptſtadt nähern werde. Dort waren der Herzog von Sommerſet, der Erzbiſchof von York und andre Führer von Lankaſter mit anſehnlichen Garden um König Heinrich verſammelt, und die große Maſſe der Einwohner freute ſich des ruhigen Glückes unter Margaretha und Warwick; von ihnen nicht mit Freude ſchnell aufgenommen, ſtand Eduard zwiſchen dem Heere Warwicks, mit welchem ſich Montague in wenigen Tagen vereinigen konnte, und der Kriegsmacht, die Margaretha im Süden ſammelte; aber es lag in ſeinem Leichtſinn, der mit Muth verbunden war, das Aeußerſte ohne Berechnung zu verſuchen.

Vor ſich her ließ er das Gerücht nach Lon-

don verbreiten, daß er nahe mit einem siegreichen Heere, und Warwick und Montague gänzlich geschlagen habe; und man glaubte diesen Sieg, weil er wirklich erschien, welches man ohne denselben für Raserei hielt. Das Volk brauſete auf und die Anhänger von York lärmten ungestüm. Alles stürzte nach den Thoren, um den Sieger zu begrüßen, und unter Jubelgeschrei rückte er ein. Zweitausend Mann wurden sogleich nach Heinrichs Pallast beordert, um sich seiner königlichen Person zu bemächtigen, und die Garde war so bestürzt, daß sie sich sogleich zerstreute. Mit Ruhe ließ sich der König gefangen nehmen, und stieg in seinen vorigen Kerker hinab mit der Frage: ob die Vorsehung Gottes nicht zu bewundern wäre?

Der Herzog von Sommerset rettete sich durch die Flucht, und als er auf funfzehntausend Mann stieß, welche für Margaretha zusammengezogen waren, stellte er sich an ihre Spitze und führte sie zum Grafen Warwick, zu dem kaum Montague mit zwanzigtausend gekommen war. Mit

ſolcher Kriegsmacht wollte Warwick in London ſelbſt den Feind bekriegen. Allein Eduard hatte dort in vierundzwanzig Stunden ſeinen Thron befeſtigt, und rükte ſogleich wieder aus, um eine Schlacht im Felde zu wagen. Bei Barnet ſtießen beide Heere auf einander, und mit dem folgenden Morgen begann der blutige Kampf. 1471. April 14.

Warwick griff an, wiewol ſein Heer über zehntauſend Mann ſchwächer war, als das feindliche, und mit ſeinem gewohnten Sturm warf er zurück, was ihm entgegenſtand, ſo daß es bald das Anſehn bekam, als ſei der Feind gänzlich in Flucht geworfen, bis Eduard mit ſeiner Reſerve dem vordringenden Helden in die Seite fiel. Da wandte ein Führer von Lankaſter, der Graf von Oxford, der mit ſeinen Schaaren York geſchlagen hatte, ſich plötzlich, um den bedrängten Freunden zu Hülfe zu kommen. Sein Zeichen war ein Stern mit Stralen, und weil es neblicht war, glaubten Warwicks Krieger das Zeichen Eduards, die Sonne, dringe ein auf ſie,

und kämpften deshalb wider den hülfebringenden Oxford. Die Verwirrung wurde allgemein und die Flucht stürzte hin und her. Zum Unglück focht Warwick an diesem Tage zu Fuß, um das Loos des gemeinsten Kriegers zu theilen, und ward wenig vernommen, wie er rufend und mit den Händen schlagend das unglückliche Mißverständniß aufklären wollte. Endlich warf er sich in den dicksten Haufen, wo seine Krieger mit dem Feinde gemischt waren, um mit seinem Leben die Flucht zu hemmen. Blutströme flossen, wo sein Schwert wütete; aber der Menge mußte er erliegen. Mit Wunden bedeckt sank er todt nieder, und Montague, der nachgestürzt war, um seinen Bruder zu retten, sank unmittelbar nachher. Als Eduard den Tod der beiden grossen Führer vernahm, wiederholte er seinen Befehl, an diesem Tage kein Quartier zu geben, und bis zum Mittage ließ er das Blutbad fortdauern. Er konnte sich des vollkommensten Sieges rühmen.

Er hatte nicht gewagt, Heinrich den Sechs-

ten in London zurückzulaſſen, ſondern ihn mit ſich geführt in die Schlacht, und ließ ihn jetzt in den Tower zurückbringen. Warwicks Leiche ward zwei Tage in der Paulskirche ausgeſetzt; aber die Bewunderung ſeiner Größe unterdrückte jede Verſpottung derſelben, und mit dunkler Stille umgab ſie die Volksmenge.

Ueberwältigt von ihrem gräßlichen Schickſal gab Margaretha jede Hoffnung auf, und rang mit dem Leben verzweiflungsvoll im Heiligthum der Abtei von Beaulieu: ſie drang nur noch in ihren Eduard, ſich ſchnell nach Frankreich zu retten. Allein der junge Prinz fühlte, daß er nun das Haupt von Lankaſter ſeyn müſſe, und wollte abwarten, ob die Trümmer ihrer Macht ſich nicht um ihn ſammeln würden. Auch kamen der Herzog von Sommerſet und der Graf von Oxford und andre, die ſich mitten durch den Feind einen Weg gebahnt hatten.

Ungefähr zwölfhundert Mann brachte Sommerſet zuſammen, und behauptete die Meinung, daß der Prinz von Wales nicht nach Frankreich

ſtehn, ſondern ſogleich in England den Krieg fortſetzen müſſe; noch wären alle Provinzen voll von Anhängern Lankaſters. Man mögte die Stadt Gloceſter zum erſten Punkt erwählen, wo die beginnende Macht ſich ſammeln ſollte.

Indem Margarethe und ihr Sohn auf dem Zuge nach dieſer feſten Stadt waren, trafen in der Nähe von Beaulieu achttauſend Mann von König Eduard ein, um ſich ihrer Perſonen zu bemächtigen. Durch treue Freunde bekamen ſie Nachricht davon, und der Prinz von Wales war troſtlos, daß er ſeine Gemahlin in der Abtei zurückgelaſſen, weil er ſie dort ſicher glaubte, indem ihr Feind Eduard ſeine ganze Aufmerkſamkeit und Nachſtellung wider ihn und ſeine Mutter richten werde. Ohne dieſer einen Wink zu geben, verſchwand er mit vier kühnen Gefährten. Glücklich kam er in Verkleidung durch die feindlichen Krieger in die Abtei, und bei anbrechender Finſterniß ſtahl er ſich mit ſeiner Gemahlin hinaus in den Wald, wenige Stunden vorher, ehe der Feind das Kloſter überfallen

wollte. Glücklich kam er zurück zur geängsteten Mutter.

Die Stadt Gloceſter bewies ſich geneigt, Lankaſter aufzunehmen und kriegeriſche Banden ſtrömten wieder zu ſeiner Fahne, größtentheils Ueberreſte von Warwicks Heere. Zwei Wochen waren ſeit der Schlacht bei Barnet verfloſſen und ſchon war Margaretha, von einer Kriegsmacht umgeben, die nach ihrer Vereinigung mit den Truppen, die in Wales zuſammengezogen wurden, ſtark genug geweſen wäre, dem König die Spitze zu bieten. Um jene Verbindung zu bewirken, mußte man über die Severne gehn; weil aber Gloceſter ſeinen Verheißungen zuwider, nun vor Lankaſter die Thore ſchloß, wurde man bei Tewkesbury vor dem Uebergang von dem rüſtigen Eduard erreicht.

Sommerſet und der Prinz von Wales hatten ihr Lager befeſtigt und beherrſchten den Strom, ſo daß ſie hoffen konnten, die Hülfe aus Wales an ſich zu ziehn. Aber der König war entſchloſſen, bis dahin nicht zu zaudern und ließ durch

ſeinen Bruder Gloceſter die feindlichen Werke wütend beſtürmen, dann dem geheimen Befehl gemäß allmählig ablaſſen, wie erſchöpft, und endlich gar zurückgehn. Sogleich ſtürzte Sommerſet heraus, und ſchlug auf ihn mit der wildeſten Tapferkeit. Dies hatte Eduard erwartet. Auf einmal theilte ſich ſeines Bruders Rückzug, und er ſelbſt erſchien in der Mitte beider Theile mit ſtürmiſch anrückender Macht. Sommerſet ſah den andern Flügel ſeines Heers nicht ausrücken, wie ſein Befehl war: er allein konnte nicht widerſtehn und wandte ſich, die Verſchanzungen wieder zu gewinnen. Aber mit ſeinem Nachtrabe drangen auch die Krieger Gloceſters ein und wüteten im feindlichen Blute. Vor den Oeffnungen dehnte ſich nun ſchon Eduards Macht aus. Die Werke verwehrten die Flucht und in der Verwirrung rettete nicht Sommerſets Eifer und des Prinzen von Wales feurige Tapferkeit. Wo er kämpfte in dem Getöſe, dahin wollte ſich Margaretha in den Kampf ſtürzen; aber eine tiefe Ohnmacht lähmte ihre Glieder. So legten ihre

Diener ſie auf einen Wagen und entkamen mit ihr aus dem Lager. Inzwiſchen umwickelte der Herzog von Gloceſter immer enger mit ſeinen tapferſten Truppen ſo den Herzog von Sommerſet, als den Prinzen von Wales, die mit Raſerei jeden Angriff abſchlugen. Allein in dem Augenblick, wie der Prinz einen Feind niederſchlug, ward er von einem andern umfaßt und entwaffnet. Sobald bekannt wurde, daß er und Sommerſet gefangen waren, hatte der Kampf überhaupt ein Ende.

Der König war in einem Saal mit ſeinen Brüdern, den Herzögen von Clarence und Gloceſter und zwei Baronen, als der gefangne Eduard vor ihn gebracht wurde. Er trat heftig auf ihn zu und fragte wild: was er in ſeinen Staaten gewollt habe? und unerſchrocken antwortete der Prinz, daß er gekommen ſei, in Beſitz zu nehmen, was ihm gehörte und unrechtmäßig genommen wäre. Lange ſah der König ihn ſchweigend an, und ſchlug ihn dann mit dem Handſchuh ins Geſicht. Kaum hatte er ſich gewandt: ſo fielen

die übrigen vier wie reiſſende Thiere über den unglücklichen Jüngling her und ermordeten ihn mit Dolchſtichen. Der Herzog von Sommerſet und mehrere ſtarben durch die Hand des Nachrichters.

Margaretha ward aus dem Kloſter, wohin ſie ſich geflüchtet hatte, fortgeriſſen, indem man ſie mit dem Schickſal ihres Sohns bekannt machte. Sie ſchwur, ihr Leben nur anzuwenden, um des Himmels Gerechtigkeit wider Eduard herabzurufen. Nach London gebracht mußte ſie in den Tower hinabſteigen.

Mit ihrem Geiſte war ſie auch im Kerker gefährlich, ſo lange ſie das Recht ihres Gemahls für ſich anführen konnte. Deshalb ſprach der König das Todesurtheil wider Heinrich den Sechsten, und der Herzog von Gloceſter freute ſich, es vollziehn zu dürfen. Er fand ihn vergnügt in der Einſamkeit mit einem geliebten Vogel und ununterrichtet von dem Schickſal ſeines Hauſes. Mit boshafter Freude offenbarte er ihm den Tod ſeines Sohnes und das Urtheil des

Königs wider ihn. Heinrich kniete mit Feuer, hob die Augen gen Himmel und bot die Bruſt dem Mörder dar. Glocester ſäumte nicht, ihm den Dolch ins Herz zu ſtoßen. Die Mächter muſten den Leichnam vor Margaretha's Kerker tragen, deſſen Thüre geöffnet ward. Sie ſah die gräßliche Wunde und fiel beſinnungslos nieder.

Nach dieſen Martern wurde die Unglückliche menſchlicher behandelt, es hieß, auf Anſtiften der Königin Eliſabeth. Auch fürchtete man nun ihre Pläne nicht mehr, und ſie durfte in ihren Zimmern ohne Unterſchied und Zwang Beſuche annehmen. Jeden Verſuch, ihren Ehrgeiz wieder zu wecken, wies ſie von ſich; denn nur die Liebe für ihren Sohn habe ſie ſonſt mit Muth gegen alle Gefahren bewaffnet; ſeitdem er ſo grauſam gemordet worden, wünſche ſie nur ihre Freiheit, um in der Einſamkeit eines Kloſters ruhig den Tod zu erwarten. Nur durch die Bemühungen ihres Vaters, des Königs von Sicilien, könne ihre Befreiung bewirkt werden, und es ſchmerze ſie tief, daß eben er auch nicht ein einziges Merkmal von Theilnahme an ihrem Schickſal gebe.

So äuſſerte ſie ſich gegen den Grafen von Pembrook, der die Truppen in Wales vor der verderblichen Schlacht bei Tewkesbury für Lankaſter zuſammengezogen und ſich nach derſelben in den Gebirgen verborgen hatte, dann aber verkleidet nach London kam, um auf ſeiner Flucht nach Frankreich die unglückliche Margaretha zu ſehn. Sie gab ihm einen Brief an ihren Vater mit. Aber Pembrook ward am Hofe des Herzogs von Bretagne gefangen genommen. Die Königin wußte dies nicht und glaubte ſich ganz von ihrem Vater vergeſſen.

Mit dem Ausdruck des Schmerzens ſchrieb ſie an den Grafen von Oxford, der ſich aus der Schlacht bei Tewkesbury nach Frankreich gerettet hatte. Auf ihn wirkte dies ſo heftig, daß er auf den verwegenen Einfall kam, ſie aus dem Tower zu befreien; aber er gerieth mit ſeinen Gefährten in die Gewalt des Königs von England und ward zur lebenslänglichen Gefangenſchaft verurtheilt. In dem Aſyl der Weſtminſterabtei lebte der Herzog von Exceſter, der alte

Un-

Unglücksgefährte Margaretha's, welche er verkleidet bisweilen im Gefängniß besuchte. Nachdem er vergeblich gestrebt hatte, mit dem König seinen Frieden zu machen, sann er auf die Flucht nach Frankreich, aus dem unerträglichen Zustande sich mit Lebensgefahr zu retten. Die Königin gab auch ihm ein Schreiben an ihren Vater. Kaum hatte er sich von London entfernt, als er sich beobachtet sah. Wenigstens verfolgte ihn Einer unaufhörlich auf seinem Wege; und er faßte den Gedanken, den Kundschafter ruhig zu erwarten und niederzustoßen. Zu seinem Verderben verschob er die Ausführung, denn wie er einige Meilen weitergekommen war, sah er sich schon von einem kleinen Haufen Bewaffneter verfolgt. Sogleich suchte er das Dickigt eines Waldes. Als aber seine Verfolger seine Spur nicht verloren, schreckte ihn die Aussicht, ergriffen und wahrscheinlich auf schmachvolle Weise hingerichtet zu werden. Er gab seinem Bedienten sein Geld und den Brief der Königin, und beschwor ihn, über das Meer zu eilen und denselben an

König René zu beſorgen. Darauf nahm er ſein Schwert und durchſtieß ſich.

Margaretha betrachtete ſich nun als das Verderben ihrer eifrigſten Freunde, und beſchloß ſich allen zu entziehn. Selbſt die Wittwe ihres Sohns, die mit ihrem Gemahl in dem verhängnißvollen Lager von Tewkesbury geweſen war und ſeitdem keinen Troſt hatte, als mit der Mutter zu weinen, durfte nicht mehr zu ihr kommen.

Indem ſie immer noch glaubte, von ihrem Vater ganz vergeſſen zu ſeyn, ſetzte er alle bedeutende Regierungen in Bewegung, daß ſie beim König von England ſich für Margaretha's Freiheit verwandten; aber wie kräftig ſie ihr Fürwort wiederholten, erfolgte immer nur eine beſtimmt verweigernde Antwort. Eben ſo wenig gelang es dem König von Sicilien, zu ſeiner Tochter eine Kunde in den Kerker zu bringen; der Abgeordnete, auf welchen er am meiſten vertraut hatte, war unterweges in Gefangenſchaft gerathen.

Beinahe fünf Jahre hatte Margaretha ihrer

Freiheit beraubt, zugebracht, als Karl von Burgund und König Eduard einen Bund schlossen, Ludewigs des Eilften Macht zu zertrümmern. Aber mit welchen Rüstungen man auch den Krieg begann, zeigte es sich doch bald, daß die Engländer glücklich genug waren, wenn der König von Frankreich Frieden mit ihnen eingehen wollte. Ludewig und Eduard hatten eine Unterredung auf der Brücke von Pequigni, und jener verwandte sich mit Eifer für die gefangene Königin und bot ein Lösegeld von funfzigtausend Thaler an. Der Friedensschluß von Pequigni erhielt eine besondere Uebereinkunft über ihre Befreiung.

Ihr Vater und andere verkündeten ihr das mit Jubel, aber seit Eduards Rückkunft nach London verging doch eine Woche nach der andern, ohne daß ihr die Pforte des Gefängnisses geöffnet wurde. Die Ursache mogte seyn, daß der vertrauteste Bote des Königs René mit vielen Anhängern Lankasters verdächtig geworden und ergriffen war. Bei Eduards Rückkunft nach

England war eben die Unterſuchung wider ihn und über die bei ihm gefundenen Papiere. So wenig eine Spur von politiſchen Abſichten in Margaretha's Schreiben zu entdecken war und ſo unſchuldig Eduard ſelbſt den Inhalt fand, wurde ſein Mißtrauen gegen ſie doch wieder erregt, und ihre Gefangenſchaft wahrſcheinlich dadurch verlängert.

Endlich am zwanzigſten November 1475 durfte ſie den Tower verlaſſen. Der König wollte ſie nicht ſehn; aber er erlaubte, daß ſie einige Tage zu Greenwich zubrachte, wo alle ihre Freunde und Bekannte von ihr Abſchied nehmen konnten, ehe ſie nach Frankreich überſchiffte. Auch der Herzog von Clarence ſcheute ſich nicht, ſie noch einmal zu ſprechen; aber die Wittwe ihres Sohns, welcher ſie die Beſuche im Tower mit Mühe verwehrt hatte, erſchien nicht. Sie war von dem Herzog von Gloceſter, dem Ungeheuer, das ihren Gemahl und deſſen Vater, Heinrich den Sechsten mordete, gezwungen worden, ſich mit ihm zu vermählen; und ließ nun

der Königin nur ihren Schmerz bezeugen, daß sie ihr nicht nach Frankreich folgen konnte.

Als Margaretha in Frankreich gelandet war, beschloß sie, sich nach Aix in der Provence zu begeben, wo ihr Vater in einem hohen Alter lebte; aber noch war ihr nicht vergönnt, ohne Gefahren zur Ruhe zu gelangen. Sie glaubte, in der Normandie so sicher zu reisen, daß sie das schützende Geleite, welches ihr der König zu Rouen angeordnet hatte, unnöthig fand, und mit ihrem kleinen Gefolge von zehn Personen, worunter zwei Edelleute und fünf männliche Bediente, die Reise fortsetzte. In einem Dorfe, wo sie übernachten wollte, füllte sich die Herberge bald mit neugierigen Engländern, von welcher Nation sich große Schwärme im nördlichen Frankreich umhertrieben. Ueber York und Lankaster ward viel gestritten. Die beiden Edelleute wurden in den Streit verwickelt und bald gezwungen, im Zimmer der Königin eine Zuflucht zu suchen, wohin ihre Gegner sie verfolgten, mit der Drohung, daß sie nun den letzten Rest einer

Parthei, die ſo viel Unglück über ihr Vaterland gebracht hätte, vertilgen wollten. Nur durch herbeieilende Franzoſen wurde Margaretha gerettet.

Sie ging nach Rouen zurück, um das königliche Geleit anzunehmen, aber auch, um noch Mißhandlungen zu erleiden, die tief ſchmerzten. Dort mußte ſie dem Geſandten Eduards noch eine förmliche Akte ausſtellen, worin ſie auf Witthum, auf Schmuck und alle Rechte einer verwittweten Königin von England Verzicht leiſtete; dort wurde ihr im Namen Ludewigs des Eilften kund gethan, daß ihr Vater zu Gunſten Frankreichs alle ſeine Rechte auf die Provence und Anjou, auf Lothringen und Bar aufgeopfert habe, unter der bloßen Bedingung, daß ſie befreit würde und einen anſtändigen Jahrsgehalt bekäme. So verlor ſie zu gleicher Zeit, was ihr das Glück in England, was ihr die Geburt gegeben hatte. Sie verbarg nicht ihre Empfindlichkeit über die Schenkung ihres Vaters an Ludewig. Ich opferte, entgegnete ihr der gutmü-

thige Greis, gern alles auf, was ich hatte, um die Freude zu haben, daß ich dich noch wieder ſah.

Nur wenige Jahre lebte ſie bei ihm und im Schooß der Ruhe, denn er ſtarb im Jahr 1480. Darauf begab ſie ſich in die Provinz Anjou, für welche ſie eine beſondre Vorliebe hatte, und die ſie als das eigentliche Erbtheil ihres Hauſes anſah. Kaum war ſie in der Provinz angekommen, ſo drängte ſie Ludewig, daß ſie ihre Beſtätigung der Schenkung ihres Vaters noch einmal und zwar in einer förmlicheren Urkunde wiederholen ſollte. Sie machte einige Schwierigkeiten, um ihn zu zwingen, daß er ihren Jahrsgehalt beſtimmter auszahlte, als bisher geſchah, oder gar vermehrte. Allein die Antwort war, daß ſie das Gut ihres Vaters wieder bekommen könnte, aber nur unter der Bedingung, wenn ſie in den Tower zurückginge, denn für ihre Befreiung habe er jenes erhalten. Margaretha merkte daran, wie rathſam es ſei, dem Könige zu willfahren.

So nahe dem Schauplatz, wo ihre Thaten und Schicksale sich entwickelt hatten, schwebte sie in ununterbrochner Gefahr, wieder in die politischen Ereignisse verflochten zu werden. Einem solchen Geiste ist es schwer, ein Werk aufzugeben, das Bestimmung des Lebens war. Margaretha konnte den Gedanken nicht aufgeben, daß Lankaster auf Yorks Ruin noch erhoben werden müßte. Alle Kunde, die sie aus England erhielt, weckte und nährte dies ewige Feuer in ihrem Innern.

Noch vor dem Tode ihres Vaters war schon die Herzogin von Clarence weinend zu ihr gekommen, um Trost bei ihrem hohen Gemüth zu finden. Unmöglich konnte Eduard vergessen, daß sein Bruder mit Lankaster so lange wider ihn gewesen, und der eitle Herzog eben so wenig, daß seine Verrätherei es eigentlich war, wodurch der König seinen Thron wieder gewann. Durch eine Beleidigung desselben aufgereizt, warf er es ihm vor, mit heftigen Drohungen. Er wurde des Hochverraths angeklagt, und der boshafte

Gloceſter ruhte nicht, bis er zum Tode verurtheilt war. Mit ihren beiden Kindern eilte ſeine Gemahlin herbei aus Irland, ihn durch ihre Bitten zu retten, aber der König hatte keine Gnade, als daß er ihm die Wahl der Todesart überließ. Clarence verlangte, in einem Faß Malvaſierwein erſäuft zu werden. Vergebens flehte ihn ſeine Gemahlin, die zu ihm gelaſſen war, wenigſtens nicht auf ſo ſchmähliche Weiſe ſich zu tödten: er lud ſie dagegen ein, ſich das Vergnügen zu machen, ſeinem Tode beizuwohnen. Entſetzt floh ſie aus England mit ihren Kindern in Margaretha's Einſamkeit in der Provence, wo ſie eine Zeitlang verweilte.

Bald darauf wurde es gewiß, daß Eduards Geſundheit unheilbar zerrüttet war, und der blutgierige Gloceſter nicht ruhn werde, als bis er ſich durch Mord den Weg zum Thron gebahnt habe. Die engliſche Nation empfand dies mit Schaudern und gedachte mit Sehnſucht des Hauſes Lankaſter, da York ſo zerſtörend gegen ſich ſelbſt wütete.

Das Schicksal aber brachte den Einzigen, durch welchen Lankaster auch wieder aufblühen konnte, in enge Verbindung mit Margaretha. Es war der junge Graf Heinrich von Richemont, der von einem Bastard abstammte, welchen die Gesetze als ein Glied von Lankaster anerkannt hatten. In den Gebirgen von Wales aufgewachsen, wo er sich vor Eduards Verfolgungen verbarg, hatte er dennoch früh die grossen Eigenschaften seines Gemüths verrathen. Mit seinem Oheim, dem Grafen Pembrooke, ging er nach Frankreich über, wo der Herzog von Bretagne ihn gefangen nahm, um seine Person bei den politischen Verhältnissen des Herzogthums gegen England zu benutzen. Darum schwebte Heinrich immer in Gefahr, ausgeliefert zu werden und das Leben zu verlieren; denn wenig war auf Eduards Vorstellungen zu bauen, daß man ihm den Jüngling senden solle, damit er ihn mit einer seiner Töchter vermähle und so York und Lankaster auf ewig vereine. Da der Graf von Richemont der einzige noch übrige

Prinz aus dieſem letzten Hauſe war, beſaß er allein das ganze Recht deſſelben auf den Thron, welchem doch alle Prinzen von York näher ſtanden, wenn jene Verheiſſung des Königs auch redlich erfüllt wäre.

Der Herzog von Bretagne hatte den Verheiſſungen des Königs von England getraut, und ſeinen Geſandten den Grafen von Richemont nebſt ſeinem Oheim Pembrook übergeben. Sie waren ſchon mit ihm abgereiſet nach St. Malo, wo ſie ſich einſchiffen wollten, als Katharina Lee, die Tochter eines Britten, der ſich zu Vannes niedergelaſſen, in ihren Vater drang, den Jüngling zu retten, deſſen große Eigenſchaften ihr junges Herz gerührt hatten. Sogleich eilte derſelbe an den Hof des Herzogs, und ſchilderte ihm die Gefahr, worin er den Grafen Richemont gegeben, und die Schande, ſo alle Treue gebrochen zu haben, mit ſolcher Stärke, daß der herzogliche Miniſter ohne Verzug nach St. Malo abgehn mußte, um, ſelbſt mit Gewalt, den Jüngling zu befreien. Der Miniſter kam an in

dem Augenblick, als die Einschiffung geschehn sollte, und ließ den Gesandten sagen, daß er noch wichtige Mittheilungen an sie habe. Während derselben befreiten die Leute seines Gefolges die beiden Gefangnen und führten sie in eine Kirche. Auf die bitterste Klage der englischen Gesandtschaft ward nur geantwortet, der Herzog wolle dafür sorgen, daß Eduard nichts von den Unternehmungen des Grafen von Richemont zu fürchten habe.

Heinrich blieb nun in der Gefangenschaft zu Vannes und vergaß in der Nähe der geliebten Katharina Lee aller Gelegenheit zu entfliehn, und seiner Hoffnungen für die Zukunft. Da war der Zeitpunkt gekommen, wo Margaretha in ihrer scheinbaren Ohnmacht die Idee ihrer Lebens, Lankasters Flor und Yorks Verderben noch einmal mit Macht aufgreifen und vielleicht mit Glück in die Wirklichkeit spielen konnte. So wurde ihr das Höchste, was dem Menschen werden kann, daß er nämlich den wesentlichen Inhalt seines Lebens nicht vor dem Tode aufzugeben braucht.

Von nun an betrachtete ſie den jungen Heinrich von Richemont als ihren Sohn, und ſein Schickſal als das ihrige. Nur durch ihre Kenntniß der Leidenſchaften konnte ſeine Liebe, anſtatt ein Hinderniß großer Unternehmungen zu ſeyn, für dieſelben gebraucht werden. Sie rieth dem Grafen von Pembrook, zu veranſtalten, daß Katharina Lee ſelbſt die Stadt Vannes verließe und Heinrich ſo zur Flucht gereizt würde. Das ſittſame Mädchen folgte dem Befehl ihres Vaters, und unter ſeiner Begleitung kam ſie auf das Schloß von Dampierre, wo die Königin nicht fern von Bretagne's Gränzen verweilte. Sie empfing Katharina mit Achtung und faßte bald ein zärtliches Wohlwollen gegen ihre herrlichen Eigenſchaften.

Jeden Tag erwartete man hier die Ankunft Heinrichs und des Grafen von Pembrook; denn an ihrer glücklichen Flucht ließ ſich nicht zweifeln. Aber durch zu großes Vertrauen auf die Leichtigkeit derſelben hatten ſie ſelbſt unvorſichtig ihr Vorhaben verrathen. Der erbitterte Herzog

hatte ſie auf die Inſel Oueſſant bringen laſſen, wo wenige Engländer zu landen brauchten, um ihr Gefängniß zu erſtürmen und ſie in Feſſeln nach England hinüberzuführen.

Der Engländer Lee und Vignoles, derſelbe Edelmann, welcher ſo lange der Vertraute des Königs von Sicilien geweſen, übernahmen es, die beiden Gefangenen zu befreien. Als Bauern verkleidet kamen ſie auf der Inſel mit wenigen Gefährten an, und hörten, daß die Grafen von ſechszig Mann auf dem Schloß bewacht würden, und nie es ohne Wache verließen. Doch gelang es, daß Vignoles ſich in der Verkleidung ihnen bemerkbar machte, einige Worte mit ihnen redete. Drei Roſſe wurden hinter einer Hecke bereit gehalten, und ſie hatten ſich darauf geſchwungen, ehe die Wache es wahrnahm. Sie flogen an den Strand, wo ein Schiff auf ſie wartete, ſie aufnahm. Aber indem ſie abſegeln wollten, kam von einem benachbarten Hafen ein flaches Boot mit Soldaten, welche die Beſatzung des Schloſſes ablöſen ſollten. Schon eilten ein-

ge von der Wache zum Ufer und bedeuteten die Ankommenden durch Geberden und Geſchrei, wer auf dem Schiffe ſei, das abſegeln wollte. Die beiden Grafen waren ohne Waffen und mußten ſich gefangen ergeben. Sie wurden vor den Herzog von Bretagne geführt, deſſen Unwille ſo groß war, daß man für ihr Leben fürchtete. Aber Heinrich von Richemont behandelte ihn mit ſolcher Ueberlegenheit des Geiſtes, und ſprach ſo kräftig über die Schändlichkeit, ſie in Bretagne gefangen zu halten, daß der Herzog zufrieden war, als die beiden Grafen gelobten, zu Vannes ruhig fortzuleben und nicht zu entfliehen, wogegen er ſchwur, nie ſeine Gewalt über ſie dahin mißzubrauchen, daß er ſie an König Eduard auslieferte.

Der Aufenthalt zu Vannes war nun der Art, daß ſie es nicht beide zu gleicher Zeit verließen, ſondern immer einer in den Kammern zurückblieb, wenn der andre die Königin beſuchte. Sie geriethen in keinen Verdacht, entfliehen zu wollen, weil ſie niemals zugleich erſchienen. Durch

ihre Beſuche bei Margaretha bildete ſich wieder ein Mittelpunkt alles Strebens der Parthei Lankaſter.

Eine neue Stärke bekam er durch die raſtloſe Kühnheit von Vignoles und Lee. Noch immer verzehrte ſich einer der vornehmſten Führer von Lankaſter, der Graf von Oxford, in den Feſſeln, worin König Eduard ihn auf dem Schloſſe von Hames gefangen hielt. Schon die Dankbarkeit für ſeine Treue gegen Lankaſter forderte, daß man alles aufbot, ihn zu befreien. Vignoles lebte mehrere Monate in der Gegend von Hames, und ſeine Verbindungen mit dem Befehlshaber des Schloſſes und deſſen Leuten belehrten ihn über die Ausführbarkeit eines verwegnen Gedankens. Oxford und andre Gefangne hörten an Feſttagen, zwar mit Feſſeln an den Händen, doch ohne gegenwärtige Bedeckung, die Meſſe in einem Zimmer nahe an der Kapelle. Vignoles beſtach den Prieſter, daß er ſtatt des Evangeliums ihnen einen Bericht in lateiniſcher Sprache hielt über die Mittel und

die

die Art ihrer nahen Befreiung. Sogleich entledigten ſie ſich einander ihrer Bande. Vignoles und Lee warteten ſchon auf ſie mit Schwertern und Feuergewehr unter den Mänteln. Damit bewaffnet überfielen ſie den Befehlshaber und die Wache, und die Beſtürzung derſelben ſchützte ihre Flucht. König Eduard beſchwerte ſich bei Ludewig dem Eilften von Frankreich über Margaretha's Theilnahme an dieſen Anſchlägen, und erhielt zur Antwort, daß man der Königin nicht verbieten könnte, ihre alten Freunde zu ſehn und zu unterſtützen.

Vorzüglich Heinrich von Richemont hatte Oxfords Rettung gewünſcht, und war über ſeine Ankunft hocherfreut. Die Bruſt ſchwoll ihm immer höher zu einem großen Beginnen, und Margaretha ſah ihn zum glücklichen Haupte von Lankaſter ganz geeignet, wenn nur ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Katharina Lee überwunden würde.

Sie wandte ſich mit ihren Gedanken an dies hochherzige Mädchen, deſſen Pflicht gegen ſich

ſelbſt und den jungen Grafen es ſei, ihm durchaus nicht mehr über ſeine Liebe zu hören. Katharina faßte dieſen Entſchluß, und der Schmerz des geliebten Jünglings, ſeine Reiſen in ihre Nähe, reich an Merkmalen der unverlöſchten Leidenſchaft, erſchütterten nicht ihre Standhaftigkeit. Aber der Graf von Pembrook, müde, ſeinen Neffen in Trauer zu ſehn, beredete ſich mit ihrem Vater, daß die beiden Liebenden insgeheim vermählt werden ſollten. Der Dechant von Tour verſprach die Trauung zu verrichten, und Katharina hatte ſich ſchon in die Vorſtellungen ihres Vaters ergeben, als es ihr unredlich, vielleicht gefährlich ſchien, das Vorhaben der Königin zu verſchweigen. Sogleich zerriß dieſe das ganze Gewebe. Sie rief den jungen Grafen vor ſich in Beiſeyn der Geliebten. Auf ſeine Klagen antwortete ſie mit der Frage: ob er bereit ſei, im Angeſicht von England und Frankreich, für welche ſeine Heirath nicht gleichgültig wäre, ſich mit Katharina zu vermählen? Dann würden ihre Einwendungen dagegen ſogleich aufhören. Beſtürzt ſchwieg Heinrich: er

hatte dieſe Frage ſich ſelbſt nie ernſtlich gethan, und wagte nicht, in Abweſenheit des Grafen von Pembrook zu antworten. Katharina ſelbſt faßte nun Mißtrauen gegen ihn, und ihre Liebe unterwarf ſich noch leichter verſtändigen Rathſchlägen.

Während dieſer klugen Behandlung ihrer großen Plane für Lankaſter im Gemüth deſſen, welchem alle Frucht eines glücklichen Erfolgs werden ſollte, empfing Margaretha Mittheilungen aus England, wodurch die Ausſichten ſehr erhellt wurden. Der tiefberechnende Biſchof Morton von Ely und der mächtige, doch ſchwankende Herzog von Buckingham, hatten in vertrauten Ergießungen ſich darüber verſtändigt, daß alle Hoffnung Englands ſich von dem blutdürſtigen Herzog von Gloceſter weg und auf Heinrich von Richemont wenden müſſe. Nur ſei dieſem, wiewol ſich ſogleich die Parthei Lankaſter für ihn erheben laſſe, doch zu rathen, bis zum nahen Tode des immer mehr verfallenden Eduards nichts zu unternehmen.

Durch einen vertrauten Unterhändler, Jeſ-

freys genannt, einen Edelmann aus Wales, der mit bitterm Haß den Hof verlassen hatte, gaben sie diese Gesinnung der Königin zu erkennen, indem sie den Briefen nichts als die Bitte anvertrauten, daß sie diesem Boten durchaus glauben möge.

Eben derselbe überbrachte auch an Heinrich einen Brief seiner Mutter, die in ihrer zweiten Ehe an den Lord Stanley vermählt war. Obgleich dieser eine hohe Rolle unter der gegenwärtigen Regierung spielte, bestärkte sie doch ihren Sohn in seinem Streben nach der Krone, und flehte ihn nur, nichts verwegen zu beginnen, sondern in allem dem Rath der Königin zu folgen.

In dieser Lage der Dinge war es schwer zu vereinigen, daß Heinrich bis zum Tode Eduards sein Vorhaben geheim halten und doch für dasselbe thätig seyn, sich, selbst nach der Meinung seiner Anhänger, den Schutz Frankreichs sichern sollte. Dazu bedurfte er der Freiheit; und entfloh er aus Vannes: so erregte er schon die Aufmerksamkeit des englischen Hofes, und erbitterte

den Herzog von Bretagne, welches seiner Lage wegen der beginnenden Unternehmung so wichtig war.

Margaretha entschied, daß man den Herzog selbst, um alle diese Schwierigkeiten zu vermeiden, in das geheime Verständniß ziehn müsse. Um sicher bei solchem Versuche zu gehn, mußte Vignoles einzig in seinem Namen, einzig über einen Gedanken der Königin, die Eröffnungen anfangen. Der Herzog war eben erbittert gegen Eduard, ihn reizte die Hoffnung, daß er die Grafschaft Richemont, auf welche er Rechte zu haben glaubte, zum Lohn seiner Unterstützung Heinrichs erhalten könne; er versprach Geld, Truppen und Schiffe, als er froh überrascht vernahm, wie weit das ganze Vorhaben schon gediehn sei.

In diese klugen Entwürfe und Rathschläge der Königin stürmte noch einmal Heinrichs Leidenschaft. Jeffreys war von der Schönheit und Sitte Katharina's Lee bezaubert worden, und Margaretha, die es bemerkte, kam ihm entgegen mit dem Antrage, sich mit dem tugendhaften

Mädchen zu verheirathen. Er nahm ihn mit Entzücken auf, und Katharina verweigerte nicht ihre Zustimmung. Aber Lee, unzufrieden, daß er alle Hoffnung, seine Tochter auf dem vaterländischen Thron zu sehn, auf die Art verlor, gab dem Grafen Richemont davon Nachricht. Der leidenschaftliche Jüngling vergaß alle Rücksichten und entfloh aus Vannes, als sein Oheim auch abwesend war, um seine Geliebte mit Vorwürfen zu überhäufen. Ihm folgte sogleich ein Abgeordneter des Herzogs von Bretagne, welcher sein Befremden und seine Empfindlichkeit über diese Flucht, nach den geschehenen Eröffnungen, der Königin darlegen sollte. Diese ließ den Grafen von Richemont vor sich rufen, daß er selbst auf die Frage des Gesandten antworten sollte; und er sagte freimüthig, daß er liebe, und der Herzog leicht die Ursache seines Verdrusses heben könne, wenn er die Geliebte, über welche ihm Recht zustehe, gefälliger gegen ihn mache. Sogleich bezeigte der Abgeordnete den Wunsch, mit der Königin allein zu seyn. Er hatte die Aeußerung des liebenden Jünglings so genom-

men, als wäre die Rede von der Tochter des Herzogs, und verhehlte nicht seine Meinung, daß Anna von Bretagne dem Erben des englischen Throns wahrscheinlich nicht vorenthalten werde.

Den Irrthum des Gesandten benutzte Margaretha, um ihn für den aufgefaßten Gedanken zu befeuern, und den Herzog noch inniger an die ganze Verbindung zu ketten, zugleich den Grafen von Richemont an die politische Ansicht von dem häuslichen Stande eines Herrschers zu gewöhnen. Alle ihre Kunde des menschlichen Herzens bot sie auf, um ihn zu lehren, was er nachher so sehr bewährt hat, die Tugend der Selbstüberwindung.

Katharina Lee überhäufte sie mit Wohlthaten und Zärtlichkeit. Ihr schenkte sie die besten Ueberreste ihres Glückes, und bat sie, bis zu ihrem letzten Lebenshauch bei ihr zu bleiben. So ward der Königin nach den gräßlichsten Leiden das schöne Loos, daß sie durch ihre Beschirmung des jungen Heinrichs von Richemont eine klare Aussicht gewann, das Ziel ihres Geistes, ihres

Lebens noch zu erreichen, und in ihrem Wohlwollen gegen Katharina noch Befriedigung des Herzens gefunden hatte.

Die Freiheit ihres Geistes und die Güte ihres Herzens leuchteten immer heller hervor, da sie durch keine Leidenschaften mehr verdunkelt wurden, wiewol dies während ihres stürmischen Lebens nur selten der Fall war. Selbst da, wo das Zeitalter den Tribut der menschlichen Schwäche forderte, hatte sie ihn nicht erlegt. Von allem religiösen Aberglauben, von aller Sklaverei gegen das Priesterthum hatte sie sich frei erhalten. Sie errichtete und beschenkte geistliche Stiftungen, doch nur als wohlthätige Anstalten für die Gesellschaft; sie befragte, da es allgemeine Sitte war, durch magische Künste auf Andre wirken oder die Zukunft erforschen zu wollen, einmal einen Wahrsager über den Gesundheitszustand ihres Gemahls, und glaubte ihm, weil seine Aussage ihren Wünschen entsprach; als aber eben derselbe im Schicksal ihres Sohns ein Gewebe von Unglück sah, forschte sie nach dem Zusammenhang zwischen seinen Zeichen

und der Zukunft, und behandelte ihn mit der herbſten Verachtung.

Einzig durch die Kraft ihres Geiſtes und Herzens ward ſie jetzt emporgehalten; denn ihre äuſſere Lage war ſehr drückend. Nie zahlte ihr Ludewig der Eilfte ihr Jahrgeld mit Ordnung oder vollſtändig aus; ſie mußte oft durch die Großmuth von Vignoles leben. Dennoch fand ſie Mittel, die wenigen Britten, die ſich nicht von ihrer Perſon trennen wollten, zu ernähren; dennoch unterſtützte ſie Heinrich von Richemont in ſeiner dürftigen Lage.

So ſtark ſich ihr geiſtiges Seyn aus dem ſtürmevollſten Leben gerettet hatte, erlag ihre körperliche Kraft den immer von neuem unterwühlenden Schmerzen. Jährlich ſchickte ſie jemand nach Britannien, der ein Todtenopfer auf den Gräbern ihres Gemahls und Sohns darbringen mußte. Das gräßliche Schickſal hatte eben ihr Mutterherz ſo zermalmt, daß keine Geneſung möglich war. Alle ihre Säfte waren durch die Gewalt widerſtreitender Gefühle vergiftet; ihre Augen verloren das Feuer, wodurch

ſie ſonſt geherrſcht hatten, und ſenkten ſich glanzlos tief in die Höhlen; ihre Haut vertrocknete ſo, daß ſie ſtaubähnlich wurde. In ihrem Weſen war noch das ewige Feuer; doch ihr Körper glich einer wandelnden Leiche. Sie erloſch auf dem Schloß zu Dampierre am fünf und zwanzigſten Auguſt 1482.

Aber nicht dieſer Tag war es, an welchem ihr Leben vollendet wurde: es geſchah am Tage der Schlacht zu Boſworth, zwiſchen Richard dem Dritten von England und dem Grafen Heinrich von Richemont.

König Eduard ſtarb, nachdem man lange ſeinen Tod erwartet hatte, und es wurde geglaubt, daß ſein Bruder Richard von Gloceſter ihn vergiftet habe. Er hinterließ zwei Söhne, Eduard und Richard: jener folgte ihm auf den Thron, ein dreizehnjähriger Knabe. Der Herzog von Gloceſter bemächtigte ſich beider, und ließ ſie in den Tower bringen: in der Mitternachtsſtunde wurden beide Prinzen durch ſeine Meuchelmörder in ihrem Bette getödtet. Ihre Mutter, die unglückliche Eliſabeth Woodwille, hatte ſich, als

das Ungeheuer die Knaben raubte, nach Weſtminſterabtei geflüchtet, und lag dort auf der Erde mit Verzweiflung ringend. Anna Nevill, Tochter des Helden Warwick und Gemahlin des unglücklichen Prinzen Eduard, ſaß auf dem Thron mit Schaudern, an das blutdürſtige, buckligte, hagre, ſchauerlichhäßliche Ungeheuer, den Mörder ihres geliebten Gemahls, gekettet. Plötzlich fiel es ihm ein, ſich mit der Tochter ſeines Bruders zu vermählen. Mißhandlungen befreiten ihn nicht ſchnell genug von Anna Nevill: er richtete ſie ſchnell durch Vergiftung hin. Aber mit Schaudern wandte die Prinzeſſinn Eliſabeth, Tochter von Eliſabeth Woodwille, ſich von dem blutigen Oheim und der Krone, die er darbot, und nie gelang es ihm, dieſen Abſcheu zu überwinden. Der Durſt nach Blut ward inzwiſchen täglich ſtärker in Richard, und lechzte, als die großen Verbindungen, die Heinrich von Richemont in England hatte, nicht mehr verborgen blieben. Buckingham wurde gerufen, am Hofe zu erſcheinen. Seine Antwort war, daß er zu den Waffen griff, zum Zeichen, daß allenthalben

die Anhänger von Lankaster aufstanden. Allein vom Himmel strömten solche Regengüsse, daß über die angeschwollenen Flüsse keine Kriegsmacht gehn konnte. Die abergläubischen Krieger von Wales, hiedurch geschreckt, als zürne der Himmel dem Vorhaben, auch durch einbrechende Hungersnoth, zerstreuten sich, und Buckingham, verrathen und gefangen, starb durch die Hand des Nachrichters mit vielen andern. Heinrich von Richemont war durch Sturm verhindert, zur rechten Zeit an der englischen Küste zu landen: als er dort erschien, vernahm er die Niederlage seiner Anhänger, und schiffte zurück nach Bretagne.

Glücklicher war sein zweites Erscheinen in England, als er mit zweitausend Mann an der Küste von Wales landete, indem König Richard, der nicht wußte, auf welchem Punkt ihn die Gefahr bedrohe, in der Mitte des Reichs bei Nottingham seine Macht zusammenzog, um nach allen Seiten zum Kampf fliegen zu können.

So wie Heinrich aufwärts zog, stiessen kriegerische Schaaren seiner Anhänger zu ihm, und

er zählte sechstausend Mann in seinem Heere, als er bei Bosworth nahe bei Leicester auf Richard stieß, der noch einmal so stark war.

Siebentausend Mann hatte Lord Stanley, scheinbar treuer Feldherr des Königs, aber durch seine Gemahlin, die Mutter Heinrichs, diesem geneigt, unter seinem Befehl zusammengezogen, und stand mit ihnen in der Nähe des Schlachtfeldes. Er durfte seine wahre Gesinnung nicht blicken lassen, denn sein Sohn war von dem Tyrann als Unterpfand seiner Treue zurückbehalten worden. So verdächtig seine Stellung bei beginnender Schlachtordnung war, mußte Richard seines eignen Heeres wegen den Argwohn verbergen.

Heinrich von Richemont, begleitet von seinem Oheim Pembrook, führte die Mitte des Treffens an; den Vortrab der Graf von Oxford. Bald nach Beginn der Schlacht rückte auch Stanley auf das Schlachtfeld und erklärte sich für Heinrich von Richemont. Richards Heer zagte, er selbst nicht. Wuthschnaubend rollte er den Blick über das Feld und suchte den Nebenbuhler. Als

er ihn entdeckte, warf er ſich in die Streiter, ihm nahe zu kommen. Er ſchlug Alles vor ſich nieder, er tödtete den Fahnenträger Heinrichs, den Ritter, welcher deſſen Stelle einnahm; er war dem Prinzen nahe, ihre Waffen blitzten gegen einander. Da drang Stanley ungeſtüm ein und umzingelte das Ungeheuer, welches mit einem gräßlichen Schrei ſich in die Mitte der Feinde ſtürzte, und mit Wunden bedeckt unter Feinden, die es erſchlagen hatte, das Leben ausſtieß.

Die Krone, welche Richard in der Schlacht getragen, um beſſer erkannt zu ſeyn, und im Getümmel verloren hatte, ward gefunden und von Lord Stanley auf das Haupt des Grafen von Richemont geſetzt. Heinrichs des Siebenten glorreiche Regierung begann, und das Haus Lankaſter fürchtete keinen Nebenbuhler mehr. An dieſem Tage, dem zwei und zwanzigſten Auguſt des Jahrs 1485 ward vollendet, was Margaretha's Geiſt entworfen hatte: er ſchloß eigentlich ihr Leben.

Albrecht von Wallenstein.

Es giebt Geiſter, die nur an ſich glauben, und jede Einwirkung von andern auf ihre Eigenthümlichkeit mit Stolz von ſich weiſen. In frühſter Jugend zeigte ſich als einen ſolchen Albrecht von Wallenſtein *). Als Knabe lernte er wenig, weil er nach fremder Willkühr unterrichtet werden ſollte, und die Stimme ſeines Vaters galt nichts bei ihm, weil ſie ſeiner Natur nicht entſprach. Er ſchuf ſich eigene Ideen, und vollführte ſie mit unerſchütterlicher Kraft. Drohungen und Strafen, ſtatt ihn zurückzuſchrecken, feſſelten ihn inniger an ſeine Entwürfe. Ungebändigt im väterlichen Hauſe, fühlte er ſich in einer öffentli-

*) geb. zu Prag 1583. Sept. 14.

chen Lehranstalt *) noch stärker, denn unter seinen Mitschülern war er bald Anführer der Partheien. Er schuf sie unter den Knaben, und stellte sie gegen einander, wie nachher die Mächte des dreißigjährigen Krieges. Gegen die Lehrer führte er sie an, wie später als Mann das kaiserliche Heer gegen den Kaiser. Gänzlich fesselos stürmte er umher, als er auf die hohe Schule von Altorf geschickt war. Keine Wissenschaft hatte ihn gefesselt; er mußte seine Kraft in Ausschweifungen vergeuden; aber selbst in ihnen zeigte der Jüngling noch mehr Härte als Kühnheit.

Er ward an den Hof zu Inspruck als Edelknabe des Markgrafen Karl gebracht. Eingeschlummert am Fenster stürzte er aus dem dritten Stockwerk des Schlosses hinab, ohne beschädigt zu werden. Sein Geist liebte es, sich als einen besondern Günstling des Geschicks zu betrachten, und dieser Vorfall beredete ihn leicht

*) zu Goldberg in Schlesien.

zu einer solchen Ueberzeugung. Auch bewirkte er, daß Wallenstein, in der evangelischen Religion erzogen, und bis jetzt von den Lockungen katholischer Priester nicht gereizt, nun zur katholischen Kirche übertrat. Die Plane des Ehrgeizes, welche er an seine Prädestination knüpfte, wurden in seiner gegenwärtigen Lage mehr durch den katholischen als den evangelischen Glauben begünstigt.

Ihm ward jetzt die Gnade seines Hofes; aber hinausstrebend über den engen Kreis desselben, sehnte er sich, fremde Länder und Völker zu sehn. In den vorzüglichsten Provinzen Europa's war er seinen Sitten nach wie der Eingeborne, und sein Studium war allenthalben die militärische und politische Kraft der Staaten. Wol überraschte ihn bisweilen der Gedanke, daß Kultur durch Wissenschaften den Gehalt des Lebens in der Welt vermehre, und deshalb versuchte er noch einmal die Schwelle ihres Heiligthums zu Padua zu betreten; aber ein so rastloser Ehrgeiz, wie der seinige, sieht stets die Langeweile im Gefolge der Musen.

Außerdem fand seine Wißbegierde jetzt eine Quelle, aus welcher er alles Göttliche und Menschliche ohne große Mühe zu schöpfen hoffte. Zu Padua ward er in die Geheimnisse der Astrologie eingeweiht. Sein Lehrer, der Wahrsager Argoli, war schlau genug, den Schüler die Erfüllung seiner glühendsten Wünsche, hohen Kriegsruhm, in den Sternen lesen zu lassen. Dennoch versäumte Wallenstein keines der irdischen Mittel, die seine Wünsche befördern konnten, und nie war so tiefe praktische Klugheit mit einer solchen phantastischen Schwärmerei, wie in ihm, vereinigt.

Von der Liebe konnte sein Herz nichts ahnden; die Verhältnisse, welche durch sie entstanden sind, brauchte er für den Ehrgeiz. Der Jüngling vermählte sich mit einer alten Wittwe in Mähren wegen ihrer großen Reichthümer. Ein Liebestrank, den sie ihm eingab, sollte seine Natur zur Liebe zwingen. Noch hatte er selbst die Todesgefahr, die daher entstand, nicht überwunden, als ihr Tod ihn ganz an das Ziel sei-

ner Heirath führte. Kinderlos, war er nun im vollen Beſitz aller ihrer Reichthümer.

In einem Kriege zwiſchen dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark und den Venetianern, welcher eben jetzt ausgebrochen war, machte Wallenſtein den zweckmäßigſten Gebrauch von ſeinem Reichthum, indem er durch ihn und ſeine Perſönlichkeit ſeinen Kriegsruhm gründete. Zweihundert Reiter führte er auf ſeine Koſten zu dem Heere des Erzherzogs. Sechs Monate hindurch beſoldete er ſie. Ueberfluß herrſchte in ſeinen Gezelten und floß auf andere über, wenn Mangel im ſonſtigen Lager war. Er redete viel von der Tapferkeit und Klugheit anderer Befehlshaber, nie von der ſeinigen, weil ſie die größere war. Sein Ruhm blühte ſehr auf, wiewol dieſer Krieg kurze Zeit dauerte.

Die Muße des Friedens benutzte Wallenſtein, um durch verſchwenderiſche Freigebigkeit und Pracht ſeines Lebens die Kaiſerſtadt an ſich zu feſſeln. Auf ſeinen Gütern lebte er nur, um für dieſen Zweck von Zeit zu Zeit Fülle des Gol-

des zu sammeln. Durch solche Weise blendete er die schwachen Seelen. Allein sobald er sich mit der Tochter des Grafen von Harrach, des Lieblings von Ferdinand, vermählt hatte, bestätigte dessen Weisheit und Ansehn die öffentliche Stimme, welche Wallensteins Lob verkündete, ein Gewinn, der sich bald in seiner ganzen Größe zeigte.

Ferdinand bestieg beim Tode des Kaisers Matthias die Thronen der Ungarn und Böhmen; Erzherzog Albrecht übergab ihm auch die Regierung Oestreichs; auf die deutsche Krone hegte er gegründete Hoffnung.

Nicht blos die große Macht, welche so in dem Fürsten vereinigt war, dessen Vertrauen Wallenstein besaß, reizte seine kühnsten Hoffnungen, sondern vorzüglich der Umstand, daß sowohl in den innern und äußern Verhältnissen dieser Staaten, als auch in Ferdinands Gemüth vielfacher Stoff zu nahen Kriegen lag.

Durch den Riß, welchen die Lehre Luthers in die Hierarchie gemacht hatte, waren die mei-

ſten europäiſchen Staaten mehr oder weniger aufgelöſet worden; aber das deutſche Reich und Böhmen hatten die gewaltigſte Erſchütterung erfahren. In beiden war der eigentliche Heerd der Reformation geweſen, und Ferdinand, ein kühner, doch vorſichtiger Liebling und Beſchützer der Jeſuiten, hielt es für ſeinen höchſten Ruhm, jeden Funken der neuen Glaubenslehren zu erſticken. Schon während des Lebens ſeines Vorgängers hatte er dahin geſtrebt, in Deutſchland den Religionsfrieden, in Böhmen den Majeſtätsbrief zu vernichten.

In Hinſicht auf dieſen letzten Zweck wurden ſogleich für und wider die Waffen ergriffen. Ungewiß war, in wiefern die evangeliſchen Reichsſtände ſich in dieſen Krieg miſchen würden; aber die Schleſier blieben treu verbunden mit den Böhmen. In Oeſtreich ſelbſt erhoben ſich viele Stimmen der Evangeliſchen für die Glaubensbrüder in Böhmen; ihr ſtiller Anhang daſelbſt war furchtbar. Als der Lenz des Jahrs ſechszehnhundert und neunzehn anbrach, ſtanden Böh-

men und Schlesier bewaffnet an der östreichischen Grenze, und nicht lange, so forderten auch die Lausitz und Mähren Religionsfreiheit von dem unerbittlichen Ferdinand. Dieser trotzte mehr, wie auf Spaniens Beihülfe und der katholischen Reichsstände und eigne große Macht, auf die Kraft seines Gemüthes.

Einem solchen Fürsten schloß Wallenstein sich gern an, wiewol ihm eben so wenig, als diesem viel, an der Religion lag. Da reizten ihn wenig die glänzenden Anträge der Böhmen, sich zu ihnen zu gesellen, und gern erklärte er die Utraquisten für Empörer, weil seine ehrgeizige Hoffnung es gebot.

Vergebens suchte er die Verbindung der Stände in Mähren mit den Böhmen sogleich zu vernichten. Selbst die Hauptstadt Olmütz, worin er als Oberster mit seinem Regiment lag, sah er sich gezwungen zu räumen, und nur die Klugheit, womit er die Geldsummen, die in der Festung bewahrt wurden, für seinen Fürsten rettete, machte seine Erscheinung zu Wien weniger unangenehm.

Von den Böhmen, die vor Wien ſtanden, bedrängt; in Gefahr, den Ruin ſeines Hauſes nahe zu ſehen; von ſeinen nächſten Verwandten, von den meiſten ſeiner Unterthanen verlaſſen; von vielen derſelben bekriegt; erkannte Ferdinand in Wallenſtein einen ſeiner Retter. Tauſend Küraßiere hatte er zu dem Hauptheere deſſelben gebracht, welches Bouquoy anführte. In der Schlacht mit dem vornehmſten Feldherrn der Böhmen, dem Grafen Ernſt von Mansfeld, erfochten Wallenſteins Reiter den ſchönſten Lorbeer des Tages; Ferdinand war in Wien gerettet, weil die belagernden Böhmen in ihr Vaterland zurück mußten; mit ihm die öſtreichiſche Monarchie.

Kaum aus der drohendſten Gefahr in ſeinem Erblande gerettet, wandte er jede Kraft an, um die Kaiſerkrone zu erringen, und es gelang ihm wirklich; aber zu derſelben Zeit erhielt er die Nachricht, daß die böhmiſchen Stände ihn abgeſetzt, und den jungen Churfürſten Friedrich von der Pfalz zum König erwählt hätten. Aller Adel

des Landes, der dem östreichischen Hause treu, wurde verbannt: in Mähren bereitete man für Wallenstein ein gleiches Schicksal. In einem solchen Strudel der Zeiten hofte er auf größern Gewinn, als die verlohrnen Güter.

Desto heftiger nun seine Begierde, das erzherzogliche Haus zu vertheidigen. Als Evangelische aus Hungarn, vereint mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, entrüstet gegen den Feind ihres Glaubens, König Ferdinand, vor Wien zogen, war es Wallenstein, der in Bouquoy's Heer Wien und den Kaiser zum zweitenmal durch Unerschrockenheit und Klugheit rettete.

In höherem Glanz, nachher von ihm weit überstrahlt, und dann sein bitterster Feind, erschien jetzt ein anderer Retter Ferdinands, der Herzog Maximilian von Baiern, als Anführer des Heers der katholischen Reichsstände, die sich unter dem Namen der Ligue für den alten Geist der Zeiten verbunden hatten. Doch wäre ohne den Leichtsinn Friedrichs von der Pfalz, welcher

die Luſt des Lebens höher achtete als die Ehre, nie dieſer Ruhm auf Maximilian gekommen. Im Rauſch der Freude koſete jener noch am ſchwelgenden Mahle mit den Frauen, als auf dem weißen Berge vor Prag die Schlacht donnerte, worin das Schickſal von Böhmen und ſeines ganzen Lebens entſchieden wurde. Er hatte nicht auf die Einladung ſeiner Feldherrn gehört, durch ſeine Gegenwart die Krieger zu begeiſtern. Ein Flüchtling, rettete er ſich kaum aus der Hauptſtadt Böhmens, nach der verlornen Schlacht, in welcher, zwar nicht Wallenſtein ſelbſt, doch deſſen Regiment zu ſeinem furchtbarſten Feinde gehört hatte.

Die Blutgerichte, welche Ferdinand nun in Böhmen veranſtaltete, waren zur Freude Wallenſteins, denn ſie vergrößerten die Erbitterung zwiſchen dem Fürſten und ſeinen Unterthanen; noch mehr die Tyrannei, womit dieſer aus den Erbländern ſeines Hauſes nun überhaupt den neuen Glauben verbannen wollte. An Wallenſtein wurde die Erhaltung Mährens von dem Kaiſer vertrauet.

Nach Friedrichs Flucht schien auf einmal das Feuer wieder erstickt zu seyn; allein durch den Geist der Zeiten war der dreißigjährige Krieg nothwendig geworden. Die Eitelkeit des Pfalzgrafen, durch Böhmens Krone geblendet, hatte einmal den entzündenden Funken in die ungeheuren Brennmaterialien geworfen, die allenthalben aufgehäuft waren. Ueber ihn schnell siegreich, glaubte nun Oestreich auch das Werk der Zeit zertrümmern zu können, welches durch die Reformation erbauet, den Planen des Hauses Habsburg ein entgegenstehender Fels war. Ferdinand erklärte den Pfalzgrafen in die Acht; die kühnen Abentheurer, Herzog Christian von Braunschweig und Graf Ernst von Mansfeld, welche für den unglücklichen Pfalzgrafen und seine schöne Gemahlin sich bewafnet hatten, sahen sich gezwungen, ihre Heere aufzulösen, und lebten dann wie Flüchtlinge in den Niederlanden; nirgends stand auf deutschen Gefilden ein Feind gegen den kaiserlichen Hof oder die katholischen Reichsstände. Aber eben jetzt enthüllten sich die

höhern Plane Ferdinands und der katholiſchen Parthie. Der Feldherr der Ligue war in Verfolgung jener kriegeriſchen Abentheurer bis nach Niederſachſen gekommen, und nun nicht zu bewegen, von dort weg zu ziehen, wiewohl jeder Feind vernichtet war. Gelang hier der Verſuch, die evangeliſchen Hochſtifter wieder in katholiſche Hände zu bringen, ſo war ein glücklicher Anfang zu Vertilgung der Reformationsneuerungen gemacht, wenigſtens in ſo fern dieſelben den Beſitz von geiſtlichen Ländern auch an Proteſtanten gebracht hatten.

Von dem Augenblick an, da ſich der Plan des kaiſerlichen Hofes zu einem ſolchen Verſuch enthüllte, und die niederſächſiſchen Stände, ihren gewählten Kreisoberſten, den däniſchen König Chriſtian den Vierten an der Spitze, ſich entſchloſſen zeigten, mit den Waffen dieſe Abſicht zu vereiteln, begann der dreißigjährige Krieg nach ſeinem eigenthümlichen Charakter: der blutige entſcheidende Kampf des alten Geiſtes der Zeit mit dem neuen.

Um den niedersächsischen Kreis und den König der Dänen von der Bewafnung abzuschrekken, hatte der Kaiser kein Mittel unversucht gelassen; allein die Werber des Königs rührten fleißig die Trommel, und ein bedeutendes Heer floß bald zusammen. Auf sechzig tausend Mann schätzte man die bewafnete Macht Christians und der niedersächsischen Stände. Mit Britten, die der unentschlossene Jakob von England zur Unterstützung seines unglücklichen Schwiegersohns, Friedrich von der Pfalz, endlich sandte, nahten dem Schauplatz des Krieges die verwegenen Abentheurer Graf von Mansfeld und Christian von Braunschweig. Durch das Blut ihrer hingerichteten Brüder waren die Böhmen wenig geschreckt, stark zur Rache begeistert; Bethlen Gabor, Fürst von Siebenbürgen, mußte, selbst wenn er ruhte, als ein Feind im Felde, von Oestreich betrachtet werden; der Türke, als ein überschwemmendes Meer, wenn Habsburgs Gewalt irgend gebrochen war.

Mochte der Feind straks auf Böhmen und

Schleſien zugehn und ſich dort mit den Mißvergnügten vereinigen; mochte Manesfeld mit ſeinen Britten in die Pfalz ſtürmen, um nach Eroberung derſelben Böhmen zu bedrohen; mochte der Gedanke durchdringen, daß man mit vereinter Macht Tilly's liguiſtiſches Heer vernichten müſſe, um dann den Kopf hinſtrecken zu können, wohin man wollte: immer that es dem kaiſerlichen Hofe Noth, daß er eine neue Kriegsmacht aufſtellte, unabhängig von der liguiſtiſchen, die ohnedies ſeinen Planen nicht ganz bequem war und von einem baierſchen Feldherrn befehligt wurde.

Nur ſahen der Kaiſer und ſeine Räthe durchaus kein Mittel, wodurch ein ſolches Heer geſchaffen werden konnte; denn in allen Provinzen der öſtreichiſchen Monarchie mochten, wenn neues Ungemach über ſie ſtürmte, eben ſo viele Arme ſich wider, als für den Kaiſer, bewafnen.

Auch von luſtigen Bildern hoffte man nun Rettung, und das ſchon verworfene Anerbieten Wallenſteins, blos durch ſeine Kraft ſeinem Fürſten ein großes Heer aufzuſtellen, wurde von neuem in Erwägung gezogen.

Die Idee, welche bei Wallensteins Anerbieten zum Grunde lag, war keinesweges neu. Berühmte Anführer hatten schon vorher verwegene Schwärme leicht um sich gesammelt, und wenn nicht vom Solde, welchen sie hier oder dort empfingen, doch von Beraubung der Länder, welche sie überschwemmten, ihre Krieger unterhalten. Graf Ernst von Mansfeld war eben jetzt ein glänzendes Beispiel solcher Anführer. Allein Wallenstein baute ein System auf diese Idee, weil er sie ins Große treiben wollte und mußte, um wieder als Schutzgott des kaiserlichen Hauses auftreten zu können. Versammelte er nur ein so gewaltiges Heer um sich, daß er den Reichsständen und ihren Hülfsgenossen Trotz bieten konnte: so eröffnete sich ihm in Deutschland ein weites Feld für Raubsucht und Ehrgeiz. Funfzigtausend Mann zu Roß und Fuß wollte er werben. Wir haben nicht Mittel, sagten die kaiserlichen Räthe, zwanzigtausend zu werben und zu erhalten, woher dann funfzig tausend? Wallensteins Antwort enthüllte seinen Plan. Mit

zwan-

zwanzigtausend Krieger, sagte er, halte ich die Länder, wohin ich komme, nicht zinsbar; wohl mit funfzigtausend.

Sogleich begann Wallenstein, der zum Oberanführer des zu schaffenden Heeres, und zum Herzog von Friedland ernannt wurde, welche böhmische Herrschaft ihm Ferdinand vorher mit dem Fürstentitel geschenkt hatte, alle schon vorbereitete Werkzeuge spielen zu lassen, um schnell seinen kühnen Gedanken zur Wirklichkeit zu bringen. Zu Muster- und Sammelplätzen wurden ihm einige Kreise in Böhmen eingeräumt. Aber sein Betragen in denselben zeigte sogleich, daß er nur den Kaiser unmittelbar, nicht dessen Länder schonen wolle. Auch sie sollten seiner Willkühr zinsbar werden.

Zwanzigtausend Mann hatte der Hof vorläufig von ihm verlangt, und in kurzer Zeit war sein Heer schon stärker, als die verlangte Zahl. Bewundernswürdiger war es, wie schnell er diese zusammenschwärmenden Schaaren zu einem Ganzen umschuf. Allein er besaß jede Eigenschaft,

die dazu erfordert wurde. Seine entscheidendste Klugheit bestand in der Wahl und der Behandlung seiner Officiere; und er konnte sie jetzt ganz ausüben, da er aus eigener Macht die Officiere zu Roß und Fuß ernannte. Nur ihr Verdienst und sein Urtheil über ihre Kraft konnten sie empfehlen, keine andere Rücksicht. Weder des Kaisers Befehle, noch die Bitten der vornehmsten Lieblinge desselben, vermogten hierin das geringste. Ein Edelmann überreichte ihm des Kaisers Willen, wodurch er zum Obersten des ersten ledig gewordenen Kavallerieregiments ernannt wurde. Wallenstein lud ihn zu Tische mit mehreren seiner Obersten. Plötzlich erklärte er, einer von seinen Gästen müsse sterben. Dieser Herr, setzte er dann bitter, auf den Edelmann deutend, hinzu, ist gekommen, eines von Euren Regimentern zu erhaschen. Ihm zu gefallen füge sich doch einer von Euch geschwind ins Grab.

Immer zeigte er sich großmüthig und freigebig gegen seine Officiere, und er schien die Welt

nur berauben zu wollen, um tapfre Männer nie von den engen bürgerlichen Verhältniſſen gedrängt zu ſehen. Gern ſpeiſte er in Geſellſchaft ſeiner Officiere, und nie froher, als wenn ſie beſtäubt aus dem Schlachtgetümmel kamen. In ihrem Kreiſe konnte ſein einſilbiger Argwohn die Farbe der Vertraulichkeit annehmen.

Das Lob, welches er an ſeine Officiere ausſpendete, ward zu einem vertraulichen Schmeicheln, wenn ausgezeichnet kühne Thaten geſchehn waren. Koſend legte er dann öffentlich ſeine Hand auf Schulter oder Haupt des Helden, und ſagte: Dieſem verdanken wir die Ehre des Tages; oder ähnliche Reden. Gern ſah er Männer von vornehmer Geburt unter ſeinen Kriegern; denn eben in ihr fand er einen Antrieb mehr zum Ruhm, und der Glanz hohen Ranges wirkte zur Befeuerung der Gemeinen. Aber nie überſah er niedrer Geburt wegen das Verdienſt eines Mannes, und er liebte es, wenn dieſes bei jener ſich ſelbſt ſehr hoch achtete. Einen gemeinen Krieger erhob er zum Haupt-

mann wegen einer ungemeinen That. Dieser dankte dem Herzog nicht dafür, und bekam deshalb ein bedeutendes Geschenk. Der Mann, sagte Friedland, beweist durch sein Schweigen, daß ich das Verdienst und nicht die Person belohne. Nur für Gefälligkeiten braucht man zu danken.

So großmüthig und gerecht er sich gegen seine Officiere betrug, so streng forderte er von ihnen Gehorsam, Disciplin, Unerschrockenheit und Klugheit. Die Feigheit bestrafte er an ihnen nicht nur mit Verachtung, sondern gewöhnlich mit dem Tode. Nichts verzieh er ihnen weniger, als wenn sie gesucht hatten, denen Furcht einzujagen, die ihnen nicht genugsam widerstehn konnten.

Schon durch solche Officiere mußte er die gemeinen Krieger, aus welchen verschiedenen Gegenden sie auch herbeigestürmt seyn mogten, zu einem militärischen Ganzen bilden können; aber unmittelbar durch seine Persönlichkeit wirkte er mehr dazu. Die Gewißheit, daß unter Wallen-

ſteins Fahnen dem Mangel nie Raum gegeben werde, kettete alle Gemüther an ihn zu einer Zeit, wo Verpflegungsanſtalten für ein Heer mit unbeſiegbaren Schwierigkeiten verknüpft waren, und die kriegeriſchen Schaaren faſt wie Räuberhorden ſich nährten. Durch ſeine Freigebigkeit hatte er kaum die Soldaten gewonnen: ſo bildete er ſie durch Schrecken und Furcht. Die Blutgerichte in ſeinem Lager waren zahllos, und auf folgenloſe Unvorſichtigkeit ſtand Todesſtrafe. Dann waren die Worte des Feldherrn: „Laßt mir die Beſtie henken!“ das ganze Bluturtheil, welches gehalten wurde.

Aber auch ohne dieſe Härte würde ſein Aeuſſeres ſchon Schrecken gewirkt haben. Sein langes Geſicht, worin keine Freude des Lebens, ſeine kleinen ſchwarzen Augen, ſeine hohe Stirn, worauf ſich wol Linien durchkreuzten, doch keine Runzeln in einander floſſen, ſeine zuſammengeſetzte, verſchiedenartige Kleidung, welche an die vielen Nationen erinnerte, die ſein Ehrgeiz umfaßte, ſo wie an die Veränderlichkeit ſeiner Lau-

nen: alle dieſe Eigenthümlichkeiten gaben ſchon ein ſchauervolles Bild. Aber furchtbarer drohte noch das Geheimnißvolle aus ſeiner Geſtalt, und wirkte ungemein auf den großen Haufen der Soldaten. Der Argwohn, welcher ſtets ſeine Augenbrauen zuſammenzog, die Wildheit ſeiner Mienen bei aller ihrer Kälte, das Zuſammengeſetzte ſeiner Kleidung bei der zurückſtoßenden Kraft, die aus ihm ſprach, bei der ſtarren Einheit in ſeiner Natur; alles dies vereinigt ſtellte dem gemeinen Krieger ein unbegreifliches Weſen dar, wenn des Feldherrn hohe Geſtalt durch die Gaſſen des Lagers ging, und er die Zutraulichkeit, womit ohne Ceremoniel der Soldat ihm nahte, eben ſo ſehr gut hieß, als er es ungern litt, wenn ſeine Krieger ihn ſcharf und genau anſahen. Er war ein Geiſt von Kraft und Selbſtſtändigkeit, der nie mit ſich ins Reine kam, und daher das Auge fürchtete, das vielleicht ſeine Schwächen entdecken könnte. Aber eben das unentwickelte Genie ergreift den rohen Haufen kräftiger als das vollendete.

Mehr als alles übrige wirkte auf den Geist von Friedlands Heer und für seine künftigen Entwürfe der doppelte Umstand, daß er dasselbe auch in den kleinsten Sitten, bis auf die Weise des Trommelschlägers herab, ganz nach seiner Laune einrichtete; und daß er im eigentlichsten Sinn aus seiner Armee einen militärischen Staat machte, der den ganzen bürgerlichen Staat mit Füßen treten sollte. Nichts schmeichelte seinen Kriegern, sowohl den Vornehmern als den Geringern, so sehr, als daß er die höhere Gewalt, an welche auch ihr Daseyn geknüpft seyn sollte, gänzlich verlachte. Die kriegerischen Gemüther wurden ihm in dem Augenblick ganz eigen, wenn er bei Ankunft eines kaiserlichen Kriegsbefehls sich spöttisch gegen die Ueberbringer mit den Worten verbeugte: wieder von müßigen Hofleuten! Welche Langeweile zu Wien! sagt Se. Kaiserlichen Majestät, Sie mögte sich mit der Jagd und Musik belustigen; Soldaten brauchen keine Rathschläge von Hofleuten.

Endlich war in ihm noch ein Zug, wodurch

er in diesem Zeitalter ein Heer eben so leicht versammeln, als stark an sich fesseln konnte. Allenthalben waren während der heftigsten religiösen Gährung verwegene Männer, die entweder für die alte oder für die neue Zeit, aber doch wegen ihres Widerstandes gegen die größere Menge, ihren Heerd verlassen mußten. Wohin sie sonst in Deutschland kamen, gab es ein katholisches oder evangelisches Heer. Wallenstein hingegen bekümmerte sich um keinen Glauben, er fragte nur, ob ein Mann tapfer sei oder nicht, und bei ihm galt nur der Soldat. Das ist überhaupt das Größte in ihm, daß er zu einer Zeit, wo alle Geister für diese oder jene Ideen schwärmten, unangesteckt nur sich und die Plane seines Ehrgeizes im Auge behielt.

Mit schwellender Brust zog er nun auf den eigentlichen Schauplatz des Krieges, schon auf dem ersten Zuge ganz erkennbar in seiner Art, den Krieg zu führen. Zu einer Zeit, wo ein vorbeiziehendes Heer fast eine Wüste hinter sich zu lassen pflegte, durchzog er Böhmen und das

Land der Franken mit einer so strengen Manns-zucht, daß der Landmann hinter seinem Pfluge bleiben konnte, und jedes Vergehen gegen ihn den Soldaten den Tod brachte. Aber die Contributionen, die er auch hier ausschrieb, das eigentliche Element, in dem er leben wollte, waren so stark, daß die Bitten des Kaisers um Mäßigung ihm folgten.

Nur eine Schaar von Bauern suchte ihm den Einzug in Niedersachsen zu verwehren; in der Nähe von Göttingen fanden sie den Tod fürs Vaterland. Die ersten niedersächsischen Städte ergaben sich bald. Mit einem Feldherrn, der auf seiner weitern kriegerischen Laufbahn ihm stets entgegenstand, und nahe vor seinem Tode ihm noch die Hand eines Bundesgenossen reichte, mit Herzog Bernhard von Weimar maß er jetzt sogleich seine Kräfte. Achttausend Mann, welche der Herzog anführte, konnten nicht verhindern, daß Wallensteins Schaaren das ganze Stift Halberstadt überschwemmten, dessen Bischof Herzog Christian von Braunschweig war, einer der

kühnsten Feinde des Kaisers. Auch das Erzstift Magdeburg war bald in den Händen der Kaiserlichen.

Wallenstein hatte sich nun wenigstens Winterquartiere in Niedersachsen erfochten, und von seinem Hauptquartier zu Halberstadt aus, bedrängte er das eroberte Land mit Ausschreiben ungemeiner Zahlungen. Dennoch konnte sich dasselbe glücklich preisen, daß er an der Spitze des Heeres stand. Andre Feldherrn dieser Zeit verheerten eine eroberte Provinz mit solchem Ungestüm und solcher Raubsucht, daß sie und ihre Krieger bald selbst dem Mangel ausgesetzt waren. Wallenstein hatte den Grundsatz, daß sein Soldat mit dem Bauer in Feindes Lande friedlich zusammen leben, und dieser in seinem nützlichen Fleiß nicht gestöhrt werden müsse. Er hegte ihn nicht aus menschlichen Regungen, sondern weil offenbar, daß der erschöpfte Feind zur Unterhaltung und Bereicherung seines Heeres wenig beitragen könne.

Zu gleicher Zeit war der liguistische Feldherr

Tilly an die Leine vorgedrungen, noch drückender für die Niederſachſen, als Friedland, weil er mit weniger Berechnung der Zukunft raubte.

Noch einmal ſuchten die niederſächſiſchen Stände den Frieden zu erhalten. Sie erboten ſich, ihre geworbenen Schaaren abzudanken, wenn der Feind ſich gänzlich zurückziehe, und die Rechte, ſowohl geiſtliche als weltliche, welche ſie in ihren Erbländern und Stiftern ſchon ausgeübt hätten, ihnen unverletzt zugeſichert werden ſollten. Nichts wäre Friedlands Planen mehr entgegen geweſen, als Wiederherſtellung des Friedens, deshalb waren die Bedingungen, unter welchen er ihr Vermittler bei dem Kaiſer ſeyn wollte, der Art, daß der niederſächſiſche Kreis durch ſie durchaus jeder Laune des Wiener Hofes und ſeines Feldherrn wäre hingegeben geweſen. Nur wenn er ſich gänzlich entwaffnete, ſeine Freunde von ſich lieſſe, ja ſogar verſpräche, ſich auch künftig nie ohne Einwilligung des Kaiſers zu rüſten, ſollte er Hoffnung haben, von den feindlichen Heeren befreit zu werden.

Wallenstein wußte recht gut, daß die niedersächsischen Stände die Schmach verabscheuen würden, durch die Annahme solcher Bedingungen nicht nur ihren Kreis, sondern die deutsche Freiheit überhaupt und den neuen Glauben, dem kaiserlichen Despotismus aufzuopfern. Aber eben ihre Weigerung, einen so schmachvollen Frieden anzunehmen, gab ihm einigen Schein, die besetzten Länder mit neuen und größern Contributionen belegen zu dürfen. In diesem Geist ließ er seine Abgesandten die feierliche Erklärung thun, daß er an allem Verderben, welches die Kreisstände durch Aufhaltung oder gänzliche Zerschlagung der Friedensverhandlung herbeizögen, unschuldig seyn wolle.

Je sichtbarer es wurde, daß der Kaiser und seine Feldherren nur auf den Trümmern der reichsständischen Macht und der neuen Religion die Friedensfahne sehen wollten, desto lebhafter betrieb der König von Dänemark seine Rüstung. Er selbst stand bald dem liguistischen Feldherrn gegenüber, an der Weser, indem Christian von

Braunſchweig und Bernhard von Weimar ſich in Weſtphalen lagerten, und Ernſt von Mansfeld an der Elbe, vielleicht in der Abſicht, den Krieg nach Schleſien zu ſpielen.

Hätte der König der Dänen dieſe drei zerſtreuten Heere in Eine Macht zuſammen gezogen und einen ſtarken Schlag gegen Tilly und Wallenſtein gewagt; vielleicht wäre derſelbe gelungen; aber wahrſcheinlicher war, daß Chriſtian nun ſogleich erdrückt werden könne, wenn der liguiſtiſche und kaiſerliche Feldherr, redlich vereint, ihre Kräfte gegen ihn wendeten. Friedland wollte keinen andern an ſeinem Ruhm Theil nehmen laſſen, noch weniger, als zweiter Held auf dem Schauplatz, ſeine Kräfte aufopfern, um den Ruhm des erſten zu vermehren. Eine Verſtärkung von achttauſend Mann, die Tilly foderte, verweigerte er gänzlich, und die Ermahnung des Kaiſers, daß er den liguiſtiſchen Anführer ſchonend behandeln möge, wirkte weiter nichts, als eine Unterredung beider Feldherrn, und eine Vereinigung ihrer Heere von wenigen Stunden bei

Goslar. Sie schieden erbittert von einander, und ihre Gemüther blieben auf immer getrennt. Desto glühender wünschte Wallenstein eine Gelegenheit sich auszuzeichnen und sogleich als Beschützer der kaiserlichen Erblande zu erscheinen. Mansfelds Eifer, den Weg nach Schlesien zu besetzen, um zu jeder Zeit den Krieg in dasselbe spielen zu können, schien ihm eine solche Gelegenheit zu versprechen. Ein sehr wichtiger Paß für jene Absicht war bei der gegenwärtigen Stellung der Heere die Brücke bei Dessau. Wallenstein hatte sich schon gegen sie hinauf ausgedehnt, und ließ sie durch den Obersten von Altringer besetzen. Vergebens wagte Mansfeld einen Sturm auf die Schanze desselben, (1626. Apr. 1.) vergebens begann er gegen sie eine förmliche Belagerung. Friedland selbst eilte herbei, um hier Lorbeeren einzuärndten. Dem zu sorglosen Feinde verbarg er seine Ankunft mit Hülfe eines großen Gehölzes, welches zwischen ihnen war; unbemerkt zog er auch über die Elbbrücke, die Altringer durch Zelte geblendet hatte. Ohne das noch heran zie-

hende Volk zu erwarten, stürmte er dann aus dem Lager auf den erschrockenen Feind. Mansfeld führte seine Reiterei gegen die Wallensteinsche, um sein Fußvolk, das sich zurückziehn sollte, zu decken. Allein sie bestand nicht gegen die feindliche, und überließ die Infanterie der Wut derselben. Er verlor dreitausend Todte auf dem Schlachtfeld, und sowohl unter diesen, als den Gefangenen, waren manche seiner tapfersten Obersten.

So schnell in diesen Zeiten ein Feldherr sein Heer zerstreut sah, so leicht floß ihm ein neues zusammen. Mansfeld zog eiligst neue Schaaren an sich, und fühlte sich nach der Vereinigung mit Herzog Johann Ernst von Weimar stark genug, jenen Zweck zu verfolgen, welchen Friedland ihm nicht durch seinen Sieg vereitelt hatte. Nach Schlesien den Krieg zu spielen, blieb sein fester Gesichtspunkt. Fürst Bethlen Gabor von Siebenbürgen war schon in starker Rüstung, um gleichfalls in diese Provinz einzubrechen. Rasch handelnd, vereint mit Mansfeld und dem Herzog

von Weimar, mochte er Mähren und Schlesien leicht in große Gefahr bringen.

Daß sich Mansfeld von neuem erhob, hatte Friedland nicht verhindert, wiewohl seine Macht bis auf vierzig tausend Mann angeschwollen war; aber keine Bewegung desselben entgieng seiner Aufmerksamkeit. Sobald er von dem Aufbruch des Feindes nach Schlesien hörte, sandte er fünf Regimenter Reiterei durch die Lausitz nach Schlesien, wo möglich, ihm zuvorzukommen. Mit einem Heere von dreißig tausend Mann folgte er selbst. Ungefähr sieben tausend hatte er an Tilly abgegeben: er hatte zu großen Ueberfluß an Kriegern.

Bis Jablunka war seine vorausgesandte Reiterei immer hart hinter den Schaaren von Mansfeld und Weimar: dort schlugen diese ihre Wagenburg auf, um den Fürsten von Siebenbürgen zu erwarten und dann der ganzen Macht Friedlands die Spitze zu bieten. Als der treulose Bethlen nicht erschien, faßte der Herzog von Weimar den Entschluß, sich wieder nach Schle-

sien

ſien zu wenden, indem Mansfeld, noch immer voll Vertrauens auf den Fürſten von Siebenbürgen, nach Hungarn ſtrebte. Bald ſah er ein, wie wenig dies Vertrauen Grund hatte; in den Bergſtädten, wo ſeine Kräfte täglich mehr ſchwanden, mußte er ſich vor Friedland verbergen. Die bloße Gegenwart von dieſem in Hungarn bewirkte, daß Bethlen ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen wünſchte, daß die Türken nur einen Streifzug wagten, und die Flamme der Empörung in Oberöſtreich ſich wieder legte. Zwar zog Bethlen, vereint mit türkiſchen Hülfstruppen gegen Wallenſteins Heer; aber der Anblick deſſelben erregte ihm ſolche Furcht, daß er um einen Waffenſtillſtand flehte. Nur eine einzige ruhige Nacht wünſchte er, um zu überlegen, wie er mit dem Kaiſer Frieden ſtifte. Wohlan, erklärte Friedland; aber die Morgenröthe ſoll alle Verhandlungen abſchneiden. Allein am andern Morgen war der Feind verſchwunden. So groß war das Schrecken deſſelben geweſen, daß er ſelbſt baares Geld im Lager zurückgelaſſen hatte.

Mit dem fliehenden Fürsten von Siebenbürgen war Mansfelds letzte Hoffnung verschwunden. Vielleicht wäre dies nicht der Fall gewesen, wenn Friedland den Feind verfolgt hätte, und so Mansfeld wieder zu einem freieren Athem gekommen wäre. Doch lag der Hauptgrund, warum jener an keine Verfolgung Bethlens dachte, in dem traurigen Zustande seiner Krieger, welche ohne Gepäck den weiten Weg aus Niedersachsen durch Schlesien nach Hungarn zurückgelegt hatten, und jetzt schon seit einigen Tagen nur Weinbeeren und Obst, kein Brod zur Nahrung fanden. Ruhe war ihnen um so eher zu gönnen, da unter allen Mühseligkeiten man nicht die Klage eines Einzigen vernahm. Wallensteins furchtbarer und hochherziger Sinn ruhte auf seinem Heere. Es ertrug muthig die Drangsale unter dem Feldherrn, unter welchem gewöhnlich Tage des Glücks sein Loos waren.

Die einzige Rettung für Mansfelds Truppen war jetzt, da er sie, ehe der Winter hereinbrach, nach Schlesien sandte, wohin die Verbin-

dung mit dem Herzog von Weimar ihm stets freigeblieben war. Er selbst entschloß sich, über Venedig nach England zu gehn, und den brittischen König, den Schwiegervater des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, zu neuer Anstrengung für denselben zu bewegen. Allein der Tod überraschte ihn in Boßnien; gegürtet mit seinem Schwert, in seinem Kriegskleide, erlag er demselben stehend, auf zwei Officiere gestützt. Ungefähr zu gleicher Zeit starb Johann Ernst von Weimar, indem er die Mansfeldschen Krieger aus Ungarn abführen wollte. Christian von Braunschweig war seit dem Mai dieses Jahrs todt. So traten auf einmal drei Feldherren von dem Schauplatz, deren Art, den Krieg zu führen, Wallenstein ins Große arbeitete, und welche eben darum nicht gegen ihn hatten bestehn können.

Indeß wüteten Hunger und Seuchen in dem Heere des Letzten, und nahmen ihm die Kraft zu jedem großen Unternehmen, welches für den Anführer um so drückender seyn mußte, da sein

Nebenbuhler Tilly über den König der Dänen einen glänzenden Sieg erfochten hatte.

Auch erhoben sich in der Kaiserstadt mehrere Stimmen wider den stolzen Friedland. Den Fürsten von Siebenbürgen, hieß es, habe er unbesiegt entfliehen lassen, die mächtigste Armada habe er um Nichts zu Grunde gerichtet, und muthwillig Schlesien den Plünderungen des Feindes preis gegeben. Die einzige Frucht der ungeheuren Anstrengung und seiner prahlerischen Versprechungen sei der Haß der Reichsstände gegen den Kaiser, und der stolzeste Uebermuth des Feldherrn gegen das erzherzogliche Haus. Man rieth sogar, ihn auf seine Güter heim ziehen zu lassen, und den Oberbefehl in bessere Hände zu geben. Dagegen erhoben sich andre und gehaltvolle Stimmen zu seinem Vortheil. Viele seiner Thaten wären berühmt; von einer Gewalt über die Gemüther der Soldaten, wie die seinige, habe die Geschichte kein Beispiel; indem rings Erschöpfung, könne er nicht blos eine, sondern mehrere Armaden aufbringen. Das

ſchöne Heer, welches er ſchon ins Feld gebracht, wäre nicht vom Feinde, ſondern von eingeriſſnen Seuchen verzehrt, über welche kein Menſch Gewalt hege. Gefahrvoll ſei es, einen ſo bewunderten Feldherrn zu beleidigen, und leicht mögte dadurch Empörung unter die Kriegsvölker kommen; hielte man dagegen ihn noch an ſich, ſo würde er gewiß bald die weimarſchen und däniſchen Krieger aus Schleſien vertreiben.

Dieſe Stimmen wirkten auf den Kaiſer, und es ward beſchloſſen, den Herzog von Friedland zur Wiederherſtellung ſeines Heers auf alle Weiſe zu unterſtützen. Er begann ſogleich ſtarke Werbung, weil der Feind in Schleſien immer weiter um ſich griff. Im Frühling des Jahrs ſechzehnhundert ſieben und zwanzig hatte er bei Meiße vierzigtauſend Mann zuſammengezogen, wiewol er in viele Plätze ein paar Fähnlein als Beſatzung legte. Wie ein Sturm kam er jetzt über die Feinde. Schnell wurden die Veſten und Städte erobert, in welchen die Dänen ſich ſicher geglaubt hatten; in einem Monate war die ganze

Provinz von den Feinden befreiet, und die meisten feindlichen Krieger hatten, gezwungen oder freiwillig, sich unter Wallensteins Fahnen gestellt. So war seine Art, als Sieger den Feind zu vertilgen, und durch denselben seine eigene Macht zu vergrößern.

Wahrscheinlich hatte Wallenstein auch deshalb die Eroberung Schlesiens beschleuniget, um auf einem andern Schauplatz, wo seine Gegenwart jetzt sehr nothwendig wurde, Lorbeeren einzuärndten. Die Wunden, welche Christian von Dänemark durch Tilly erhalten, waren wenigstens in sofern geheilt, daß eine bedeutende kriegerische Macht sich von neuem um ihn versammelt hatte. Besonders treu arbeiteten für ihn die Herzoge von Meklenburg. Mit einem Heere von ohngefähr dreißigtausend Mann herrschte er zwischen der Weser und Elbe bis nach Brandenburg hinauf. Allein schon im August des Jahrs sechzehnhundert sieben und zwanzig, unmittelbar nach der Eroberung Schlesiens, überströmte Wallenstein das Herzogthum Meklenburg, und in Verbin-

dung mit Tilly drängte er den König der Dänen in seine Provinz Holstein zurück.

Fast schien es, als vergäße der Herzog von Friedland seiner alten Eifersucht gegen den Feldherrn Tilly, um desto sicherer den König der Dänen zu Grunde zu richten. Einen Plan in dieser Hinsicht theilte er dem liguistischen Feldherrn mit. Geschreckt durch die Nähe Wallensteins, und die Furcht, jene Drohungen erfüllt zu sehen, welche derselbe schon aus der Ferne hatte donnern lassen, wandte der König der Dänen gern seine Gedanken zum Frieden. Herzog Friedrich von Holstein sollte ihnen bei dem feindlichen Feldherrn Eingang verschaffen. Allein es lag durchaus nicht in Friedlands Plan, daß jetzt der Friede wieder eintreten sollte, und er that deshalb gegen König Christian solche Forderungen, welche derselbe bei dem geringsten Ehrgefühl, bei der geringsten Klugheit verwerfen mußte. Die Gewalt meiner Waffen, erklärte Wallenstein, verspricht mir die Erfüllung aller meiner Forderungen.

Sogar verband er sich jetzt mit dem liguistischen Heere, doch nur für einen Augenblick, da er einsah, daß er durch seine Macht allein den König der Dänen unterdrücken könne. Er wandte seine Beredsamkeit glücklich an, den liguistischen Feldherrn zum Rückmarsch an die Weser zu bewegen, und nun stieg sein kriegerischer Ungestüm mit jedem Glücke. Das Herzogthum Holstein ward ganz die Beute desselben. Wenn die Wälle der Festen erstürmt waren, schlugen seine Krieger alles Leben vor sich nieder. König Christian rettete sich in die Festung Glückstadt, und bis auf diese und die Stadt Krempe wurde das ganze Holstein von den Kaiserlichen besetzt. Sogleich strebte Friedland noch weiter nach Schleßwig und Jütland; bei Aalborg ergab sich die dänische Macht, welche diese Provinzen hatte vertheidigen sollen. Sowohl die Bewohner von ihnen und Holstein, als auch die Krieger, welche sie beschützen sollten, wurden theils erschlagen, mußten theils zur kaiserlichen Fahne schwören; und die größte Menge ward flüchtig von ihrer Haa-

be vor dem wüthigen Feinde. Das Meer setzte dem Ungestüm Wallensteins Gränzen, und seiner Natur widerspricht nicht die Sage, daß er vor Unmuth glühende Kanonenkugeln gegen dasselbe habe schleudern lassen.

Seine ehemaligen Maximen, durch den Krieg den Frieden der Länder, in welche er kam, so wenig wie möglich zu stören, schien ihn jetzt gänzlich verlassen zu haben. Nur durch Schrekken und Barbarei wollte entweder sein eigenes Gemüth jetzt beherrschen, oder er vermochte nicht mehr, die Rohheit seiner Soldaten streng zu zügeln, und suchte nur, die eigentliche militärische Disciplin noch zu erhalten, indem er ihren Lüsten sonst jede Zügellosigkeit erlaubte. Kalt und trocken antwortete er den bänischen Reichsräthen, welche durch ihr Flehen die Monarchie von dieser Pest befreien wollten. Nur wenn er die Geißel des Krieges schwang, konnten sein Ehrgeiz und sein unruhiges Gemüth sich ein Ziel denken, wiewol sie auch auf der höchsten Stufe des Glücks es doch nimmermehr erreicht hätten.

In seinem Winterquartier suchte er nach eitlem Vorwande, um den Herzog von Pommern und den Churfürsten von Brandenburg zu quälen. Obgleich dieser letzte vorzüglich ein treuer Anhänger des Kaisers war, mußte er doch seine Residenz Berlin von Friedlands Kriegern besetzt sehen.

In dieser Zeit scheint es Wallensteins Lieblingsgedanke gewesen zu seyn, die reichsständische Macht in Deutschland wieder abzubrechen, und den Kaiser zum unumschränkten König der Deutschen zu machen. Ohne Zweifel wirkte hiebei die Hoffnung, daß er als Beschützer des kaiserlichen Hofes, je weiter die Sphäre desselben wurde, um so herrlicher erscheinen müßte. In diesem Geiste mißhandelte er die deutschen Reichsstände über alle Beschreibung, und hatte darauf keine Rücksicht, ob sie sich dem erzherzoglichen Hause feindselig oder freundlich bewiesen hätten. Er folgte einzig der Regel, daß er, je mehr Menschen er beleidigte, desto mehr seine Truppen vermehrte: er scheute die Wut keines Feindes,

da er dieſelben bis auf hunderttauſend Mann gebracht hatte. Aber ohne Zweifel hatte auf die Vermehrung ſeiner Macht ſelbſt der Gedanke Einfluß, daß er, nur durch die ungeheure Größe derſelben, ſich von ſeinem eigenen Herrn, dem Kaiſer, unabhängig bewahre. Noch hatte er ſie durch ſein eigenes Vermögen und Brandſchatzungen erhalten; aber raſtlos redete er von den Rechnungen, die er wegen ſolcher Erhaltung an den Kaiſer zu machen habe.

Durch dieſe Reden, welche den kaiſerlichen Hof ſchreckten, wollte er einen Wunſch vorbereiten, deſſen Erfüllung ſein bisheriges Syſtem in Hinſicht auf die kaiſerliche Macht in Deutſchland nothwendig verändern mußte. Er ſelbſt wollte in die Reihe der Reichsſtände treten.

Die Herzöge von Meklenburg hatten es für ihre Pflicht gehalten, ſich den Forderungen des Kaiſers in Angelegenheiten des neuen Glaubens zu widerſetzen. Mit dem wankenden Glücke der evangeliſchen Reichsſtände und des Königs der Dänen hatte ihre Treue gegen dieſen keinen

Wechsel erfahren. Zu ihrem Unglück fühlte Friedland eine zu große Versuchung, ihr herzogliches Land sein Eigenthum zu nennen. Deshalb sollte an ihnen der Widerstand gegen den Kaiser auf das höchste bestraft werden, und ihr Loos so gänzlich verschieden von dem andrer evangelischer Reichsstände seyn, welche vom kaiserlichen Hofe für gleich schuldig gehalten werden mußten. Wohl konnte man vor Ferdinand verschiedene Gründe bringen, warum eine Schenkung des Herzogthums Meklenburg an den Herzog von Friedland von keiner Politik gerechtfertigt werden müßte. Wohl sprachen einige Räthe des Kaisers, wie gefährlich es sei, solche Fürsten mit den Füßen zu treten, welche mit so vielen ausgezeichneten Familien befreundet wären. Schon vernehme man, wie nicht nur der König von Dänemark, sondern auch der von Schweden, und das churfürstliche Collegium, sich für die geächteten Herzöge verwendeten; ihr Unglück empöre um so mehr alle Reichsstände, je tiefer man sich der Reden Wallensteins erinnere, daß

ſelbſt den Churfürſten das Gaſthütel müßte abgezogen werden, und in Deutſchland der Kaiſer ſo ein einziger König ſeyn ſollte, wie es die Könige von Frankreich und Spanien in ihren Reichen wären. Solche Reden Wallenſteins hielte man ohnfehlbar für Gedanken des Kaiſers ſelbſt, wenn der Feldherr jetzt durch die außerordentlichſte Gnade zum Herzog von Meklenburg erhoben würde. Das höchſte, was man ihm gewähren könne, beſtehe jetzt darin, daß man ihm die meklenburgiſchen Lande als ein Pfand für die aufgewandten Kriegskoſten einräume, ſo wenig er wegen derſelben eigentlich eine Forderung machen dürfte, indem er durch die ausgeſchriebenen Contributionen den Sold für ſeine Truppen hinlänglich erhoben hätte. Nie ſollte man vergeſſen, daß bei einer genauen Berechnung der Kaiſer Forderungen an den Herzog von Friedland zu machen habe. Durchaus ſollte man nicht aus der Acht laſſen, daß dieſer immer weiter um ſich greifen werde, wenn man auch jetzt ſeinem Verlangen ſich fügte.

Diejenigen Räthe des Kaisers, welche seiner Person am nächsten standen, priesen dagegen glänzender wie jemals, die ungemeinen Verdienste des Feldherrn, und setzten hinzu, wie nothwendig es geworden sei, durch eine auffallende Härte gegen irgend einen der Reichsfürsten die übrigen von der Widerspenstigkeit gegen den kaiserlichen Hof abzuschrecken.

Vielleicht hätten die Freunde Wallensteins doch nicht gesiegt, wenn Ferdinand, eben in Verfolgung des neuen Glaubens in Böhmen begriffen, nicht von den Jesuiten gehört hätte, welches Verdienst bei Gott es ihm seyn werde, wenn er der katholischen Religion durch die Erhebung Wallensteins zum Herzoge von Meklenburg ein neues Gebiet einräume.

Friedland, der im Grunde seines Herzens die Jesuiten verachtete und haßte, war schlau genug gewesen, ihnen vorzuspiegeln, wie sein Gewinn auch der ihrige seyn werde; und ihren Vorstellungen wich endlich der Kaiser wider seine bessere Ueberzeugung. Außer dem Fürstenthum

Sagan in Schleſien empfing Wallenſtein das Herzogthum Meklenburg. Auf einem königlichen Schloſſe bei Prag erſchien er als regierender Herzog mit bedecktem Haupte vor dem Kaiſer.

Als nicht Friedland ſelbſt, ſondern Bevollmächtigte von ihm in Meklenburg die Huldigung für den neuen Herzog empfangen wollten, und kaiſerliche Commiſſarien die Stände von ihren alten Pflichten losſprachen, ging eine große Beſtürzung durch das ganze Land. Mit hochbetrübtem Herzen, ſagten ſie, vernehmen wir die Ungnade, in welche unſere Landesfürſten bei dem Kaiſer gefallen ſind. Wir verdanken ihnen ungemeine Wohlthat; eine biedere Geſinnung haben Kaiſer und Reich immerfort in ihnen erkannt.

Sie hofften auf die ſtarke Kriegsrüſtung, welche der König von Dänemark fortſetzte. Aber ihrentwegen drang auch Wallenſtein darauf, daß man ihm ſchnell huldigen ſollte. Zu Güſtrow thaten es die Stände mit ſchwerem Herzen.

Von jetzt an vergrößerte Wallenſtein noch

eifriger seine Heeresmacht, je mehr der Kaiser tröstende Hoffnung auf einen nahen Frieden gab, als stürmische Klagen über die eisernen Zeiten, die Friedland in das Reich brächte, sich von den Fürsten und dem deutschen Volke nach Wien wälzten. In dem allgemeinen Untergange dachte der Herzog nur an seine Größe, und sein Stolz spottete der Ermahnungen des Kaisers zur Milde, welcher durch dieselbe Religion, die ihn zu Grausamkeiten anspornte, auch bisweilen zur Menschlichkeit zurückgeführt wurde; Wallenstein dagegen kannte keinen Gott als sich, kein Gesetz als seine Neigung.

Indem zahllose Stimmen wider ihn tobten und wehklagten, stand er ruhig am Gestade der Ostsee, eine schreckende Erscheinung für den Norden, nach welchem er seinen finstern Blick wandte. Sein Zorn war aufgelodert, als er das Reich des Königs der Dänen nicht so verheeren konnte, wie dessen deutsche Besitzungen. Eine einzelne Ursache, wodurch sein Stolz empört wurde, trieb seine Natur leicht zu großen Planen. Er ließ

sich

ſich vom Kaiſer zum Admiral der Oſtſee ernennen, und wünſchte jetzt nichts glühender, als vor Kopenhagen zu liegen und es zu beſchießen. Aber während dieſer blutigen Wünſche entwickelte er ſich den großen Gedanken, wie er, im Beſitz der Häfen an der Oſtſee, den Handel der Niederländer aus derſelben verdrängen, und ſo auch die ſpaniſche Linie des erzherzoglichen Hauſes an ihrem bitterſten Feinde rächen wollte. Dann ſollte von den Geſtaden der Oſtſee her eine ausgezeichnete Handelsverbindung mit Spanien geknüpft werden.

Schnell eine Flotte für dieſe Zwecke zu ſchaffen, war unmöglich; aber wahrſcheinlich konnte man die Hanſe dahin bringen, daß ſie durch ihre Seemacht die kaiſerliche verſtärkte. Der König von Dänemark war ihr natürlicher Feind, und jede Erniedrigung deſſelben ihr willkommen. Auch war die Verheißung lockend, daß ſie allein hinfort den ſpaniſchen Handel treiben ſolle. Einem Grafen von Schwarzenberg ward von dem Kaiſer und dem König von Spanien die Unterhand-

lung mit den Hanseſtädten aufgetragen. Allein ihre erſte Erklärung ging dahin, daß ſie die Potentaten, ſo auf dem Meere mächtig wären, ſich nicht zu Feinden machen könnten. Indeſſen führte Schwarzenberg die Unterhandlungen mit großer Kunſt fort, und auf das mächtigſte von Friedland unterſtützt. Schon verſtanden ſich mehrere Städte zu dem Verſprechen, daß ſie ihre holländiſchen Conföderationen nur noch kurze Zeit verlängern und ſich mit dem ſpaniſchen Commerz in unmittelbare Verbindung ſetzen wollten, und Lübeck beſonders verhieß lebhafte Theilnahme an einem Seekriege wider Dänemark. Doch plötzlich ſchrieb Wallenſtein an den Kaiſer, daß er keineswegs bei der Armada verharren wolle, wenn Schwarzenberg nicht ſogleich von der Verhandlung abgefordert würde. Der kaiſerliche Hof bequemte ſich dieſem trotzigen Begehren, und zur großen Verwunderung der Hanſeſtädte war von den Wünſchen deſſelben, die er mit ſo vielem Eifer betrieben hatte, gar nicht wieder die Rede.

Der König von Dänemark, mit gerechter Beſorgniß, daß der Plan, welchen Friedland verfolgte, den gänzlichen Ruin ſeiner Staaten nach ſich ziehn mögte, wandte ſich an denſelben mit geheimen Anträgen. Es war jetzt der Zeitpunkt in Wallenſteins Leben, wo die Erhebung des Kaiſers auf den Trümmern der Reichsſtände und andrer Mächte, und mittelbar durch ſie, ſeine eigene Größe, nicht mehr ſein vorzüglichſter Geſichtspunkt war. Seitdem er Herzog von Meklenburg geworden, ſtand er ſelbſt in der Reihe der Reichsfürſten wider den Kaiſer, war er ſelbſt zu einem ſouveränen Herrſcher geworden, dem eine Zukunft dämmerte, worin ihm ſeine eigene Größe als Nebenbuhlerin der öſtreichiſchen erſcheinen mogte. Nothwendig war bei dieſer Gemüthsſtimmung der Wunſch, ſich den Beſitz von Meklenburg, die Hoffnung auf Pommern, von deſſen Fürſtenſtamm der letzte Sprößling jetzt herrſchte, durchaus zu ſichern. Dazu konnte die Freundſchaft des däniſchen Hofes ihm ungemein behülflich ſeyn, ſo wie die Feindſchaft deſſelben

ihm für immer ein großes Hinderniß in Ausführung seines Planes seyn mußte, vielleicht ihm sogleich sein neues Herzogthum, den Grund seiner künftigen Größe, entreißen konnte. Die freundliche Annäherung des Königs war ihm daher äußerst willkommen. Sogleich zerriß er die Verhandlung mit der Hanse, und Schwarzenberg, dem seine geheimen Absichten nicht unverhüllt geblieben waren, mußte schnell aus seiner Nähe entfernt werden. Ein vortheilhafter Friede des dänischen Hofes mit dem kaiserlichen, von Friedland bewirkt, sollte jenen verpflichten, für die Größe des Feldherrn mitzuarbeiten. Wallenstein setzte also nun sein Interesse schon dem des östreichischen Hauses entgegen.

Auch den Gedanken, eine große Seemacht zu bilden, hielt er jetzt für seine eigene Macht fest. Sowohl zu glücklicher Ausführung desselben, als zum sichern Besitz von Meklenburg und Pommern war nothwendig, daß die vornehmste Stadt des letzten, Stralsund, in seine Gewalt kam. Von ihr aus konnte man die Ostsee be-

herrſchen; abgeſchnitten vom feſten Lande ſpottete ſie durch ihre Lage feindlicher Landmacht; der König der Schweden, welcher ſchon drohte, als Beſchützer ſeiner evangeliſchen Glaubensgenoſſen in Deutſchland aufzutreten, konnte in Stralſund einen ſichern Punkt finden, von welchem aus er ſeine Unternehmung beginnen mogte.

Mit Klugheit und Muth hatten die Bürger Stralſunds jedem Anſinnen Wallenſteins, ſeine Krieger in die Stadt aufzunehmen, bisher widerſtanden. Selbſt jede Treuloſigkeit ſeiner Befehlshaber war vereitelt worden. Er beſchloß die äußerſte Gewalt: Dem Feldmarſchall, Johann Georg von Arnheim, einem eifrigen Lutheraner vertraute er die Belagerung, durch welche Wahl er vielleicht den Bürgern andeuten wollte, daß für ihre Religion keine Gefahr obwalten werde.

Männlichen Sinnes trafen die Stralſunder jede kluge Maaßregel zur Vertheidigung; ihre Koſtbarkeiten, ihre Weiber und Kinder ſandten ſie zum Theil nach Schweden und in befreundete hanſeatiſche Städte.

Durch milde Unterhandlungen täuſchte ſie Arnheim, und ſtürmte während derſelben in einer Nacht auf zwei Schanzen der Stadt. Die wenigen wachenden Bürger wurden zurückgeworfen. Aufgeſchreckt durch den Donner des Geſchützes ſtrömten die Einwohner durch alle Gaſſen zu den Wällen. Die Nacht über dauerte der blutigſte Kampf fort. Bei anbrechendem Morgenroth ſahn die Bürger ihre beiden Schanzen wieder erobert, und eine große Zahl todter Feinde umher.

Ihr Muth wuchs höher, als Guſtav Adolf von Schweden ihnen Pulver ſandte, und ſie ſicher hoffen durften, daß er ſich nicht ihrer Bitte um Krieger, Geſchütz und Geld entziehen werde. Doch kam frühere Hülfe jeder Art von dem däniſchen König, und der Muth der Bürger ſtieg durch das Glück, womit ſie die wütendſten Angriffe abſchlugen und Niederlagen unter dem Feind anrichteten, bis zur höchſten Begeiſterung.

Unterdeſſen war Friedland abweſend in Prag,

wo ihn die Kunde von dem ſchlechten Fortgange der Belagerung mit Bitterkeit erfüllte. Hier erſchien ein Abgeordneter der Stadt Stralſund, um von dem harten Feldherrn Frieden zu erbitten; aber nach einem Harren von zehn Tagen ward er kaum vorgelaſſen, und vernahm die rauhe Rede des Herzogs, daß er bald ſelbſt vor Stralſund ſeyn und nicht von dannen gehen werde, als bis es kaiſerliche Beſatzung eingenommen habe. „Will es ſich nicht beugen vor unſern Waffen: ſo wird es von der Erde vertilgt werden, wenn auch hunderttauſend Mann, und ich ſelbſt, dort ihren Tod finden.“

Traurig ſchied der Abgeordnete von ihm; aber auf der Reiſe von Prag nach Pommern ſah ſich Friedland von ihm zu Prenzlow ereilt, und empfing aus ſeiner Hand einen geſchriebenen Befehl des Kaiſers, daß Stralſund von der Beſatzung frei ſeyn und die Belagerung ſogleich aufgehoben werden ſolle. Da ſprach der Herzog die zornigen Worte: „Wäre eure Feſte mit eiſernen Ketten an den Himmel gebunden: ich riſſe ſie herunter.“

Ehe Friedland vor Stralsund ankam, sandte der großmüthige Gustav von Schweden der Stadt die ersehnte Hülfe. Durch seine Einmischung ward der Geist der Eintracht, welcher aus ihr zu weichen drohte, festgehalten. Desto höher stieg Wallensteins Grimm über dieselbe, und er drohte, daß er die Schweden wieder aus Deutschland peitschen wollte. Am Tage seiner Ankunft vor der Stadt gab er Befehl zum Sturm in der folgenden Nacht. Allein er ward von den tapfern Bürgern und ihren Bundesgenossen so kräftig zurückgeworfen, als er anfangs glücklich vordrang. Jeder folgende Angriff ward gleichfalls abgeschlagen. Zwölftausend Krieger Wallensteins hatten ihr Grab vor Stralsund gefunden, und ihre lebenden Brüder weigerten sich durchaus, noch länger die Wälle der Stadt zu bestürmen. Sie holten, sagten sie, vor denselben gewiß ihren Rest. Für alle Anstrengung hatte Friedland nichts, als Schmälerung seines Ansehns bei den Soldaten, und die gewisse Aussicht, daß er die Feste durch keine Gewalt er-

obern werde. Schwediſche und däniſche Hülfe mogte ihr nie entſtehn. Er mußte ſich glücklich preiſen, wenn er nur auf irgend eine Art ſeine Schmach decken konnte. Dies wollte er durch einen Vergleich, welchen er mit Herzog Bogislav von Pommern über Stralſund ſchloß *). Es fehlte dieſem Vergleich nichts, als der Beitritt der Stadt ſelbſt, und mit ihm Alles. Auch ging Wallenſtein ſogleich nach Meklenburg, ohne die Erfüllung des Vertrags zu erwarten. Aber ſeine Truppen machten nach ſeinem Abzuge noch einen Verſuch, der Stadt durch Hinterliſt ſich zu bemächtigen, und das Blut, welches deshalb noch vergoſſen wurde, rechnete Friedland den Bürgern und ſelbſt dem Herzog an. „So ehrliche Kavaliers, ſchrieb er an dieſen, als in der kaiſerlichen Armee, welche allezeit ihr Wort erfüllten, würden nirgends leicht zu finden ſeyn. Der Stralſunder meineidiger, leichtfertiger Sinn ſei ſchuld an dem Unglück und der Verzögerung

*) 1628. Jul. 14.

des Abzugs der kaiſerlichen Truppen, wiewol es allerdings einige Zeit koſte, die Kanonen aus den Batterien zu gewinnen, und eine Belagerung aufzuheben; eine Armee zu bewegen, nicht ſei, wie eine Kutſche anzuſpannen, um ſpatzieren zu fahren."

Die verunglückte Belagerung Stralſunds war für Wallenſtein um ſo herber, weil eben jetzt der König der Dänen mit neuer Kriegsmacht ihn bedrohte, welche von den Kaiſerlichen wahrſcheinlich vom Lande gänzlich wäre abgewehrt worden, wenn ſie im Beſitze jener Stadt geweſen. Bei Wolgaſt verſchanzte ſich der König, in der Hoffnung, daß nächſtens ſchwediſche Hülfe zu ihm ſtoßen werde. Darum eilte Friedland, mit ihm zu ſchlagen. Die däniſchen Schanzen waren kaum angefangen und noch mit keinem Geſchütz verſehen. Dennoch ward die Wut zurückgeſchlagen, mit welcher Wallenſteins Krieger ſie anfielen. Beim zweiten Sturm drangen ſie hinein, und wurden mit blutigem Verluſt wieder hinausgeſchlagen. Der Feldherr wütete gegen ſeine

Soldaten, die keinen Muth zeigten, zum drittenmal zu ſtürmen. Es fehlte den Dänen an Kriegsmunition: ihre Kugeln waren zu groß für ihr Gewehr. Ehe ſie dieſelben zerſchnitten, konnte der Feind mächtig auf feuern. Dies entſchied beim dritten Sturm. Nach einer gänzlichen Niederlage *) ſchiffte der König der Dänen ſich ein und ſann auf der Flucht, durch welche Mittel er den Frieden gewinnen möge.

So froh Wallenſtein über dieſen Sieg, ſo erbittert war er über die Nachricht, daß ſich Stralſund ganz in ſchwediſchen Schutz begeben hatte, indem die Dänen es räumen mußten, welche offenbare Feinde des Kaiſers waren. „Ich ſähe lieber, ſagte Friedland, einen offenen Feind und Reichsfürſten, nämlich den König in Dänemark darinnen, als einen ſimulirten Freund. Der König in Schweden ſollte in ſeinem Reiche bleiben; es ſollte ohne ihn wohl Friede im römiſchen Reiche gemacht werden.“ Eine zweite

*) 1628. Aug. 22.

Belagerung Stralsunds, die er nun begann, war fruchtlos wie die erste.

Die einzige Stadt ausgenommen beherrschte Wallenstein, als er im Jahr 1628 sein Heer in die Winterquartiere legte, Pommern, Meklenburg und Holstein. Seine Idee, sich an der Ostsee einen mächtigen Staat zu bauen, welcher eine große handelnde Macht werden sollte, befeuerte ihn von neuem mit dem Wunsch, durch einen Frieden mit König Christian sich denselben zum Freunde zu machen. Von der dänischen Seemacht, so lange sie gegen ihn feindlich, ward jeder Anfang einer Flotte, welche Friedland auf der Ostsee schaffen wollte, leicht vernichtet.

Seine Erklärung gegen den Kaiser, daß ohne die Entfernung eines so mächtigen Feindes, wie der König der Dänen, es kaum möglich seyn werde, die einheimischen Feinde in Deutschland zu unterdrücken, und daß trotz den Siegen über Christian es doch ungewiß sei, wer von ihnen zuletzt die Palme tragen werde, stimmte leicht des Kaisers Gemüth zum Frieden. Wallenstein

bekam von Ferdinand die Vollmacht, ihn mit dem König der Dänen zu schließen: der Herzog von Baiern, dessen Beistimmung zu diesem Friedensgeschäft nach seinem Verein mit dem kaiserlichen Hofe nothwendig war, gab eine gleiche Vollmacht an den liguistischen Feldherrn Tilly.

Beide erließen vereint von Güstrow aus ein Schreiben an den Kaiser, worin sie die Nothwendigkeit, mit Dänemark Frieden zu haben, mit den stärksten Farben schilderten. Mehrere europäische Mächte würden sich bald mit Christian verbinden; die alten Erbfeinde der Macht Habsburg würden allenthalben aufstehn; die Empörung, die in den kaiserlichen Staaten durchaus unter der Asche fortwüte, würde zur Flamme werden; dem Herzen der östreichischen Macht würde das Verderben nahe kommen, indem der König der Dänen sicher sei, daß sein Reich, welches die Fluten schützten, von keinem Feind erobert werden könne. Man solle ihm daher alle verlorne Provinzen zurückgeben, die er bei dem geringsten Kriegsglücke doch wieder erobern würde.

Ferdinand ließ sich gern diese Bedingung gefallen, und der König der Dänen fand sie so vortheilhaft, daß er seiner treuesten Bundesgenossen, der Herzöge von Meklenburg, vergaß. Sie blieben dem Friedensstifter Wallenstein aufgeopfert, welcher in dem Eifer, diesen geheimen Zweck zu erreichen, sogar den Krieg überhaupt, das Element, worin er lebte, dem Kaiser als das finsterste Unglück darstellte.

Wallenstein ward nun förmlich vom Kaiser für sich und seine Agnaten mit dem Herzogthum Meklenburg belehnt, so stark die Churfürsten und andere Stände, und selbst einige Räthe des Kaisers für die flüchtigen Herzöge sprachen, so unbezweifelt es war, daß der Schwedenkönig lieber die Waffen ergreifen, als sie aufgeopfert sehen werde, zumal da Friedland alles gethan hatte, ihn zu erbittern. Dem polnischen König Siegmund, der Gustav Adolfs Krone sein Eigenthum nannte, hatte er Hülfstruppen gesandt; schmähend wies er die schwedischen Gesandten hinweg, welche an der Friedenshandlung mit Dänemark

Theil nehmen wollten; an den däniſchen Hof ließ er den Antrag ergehn: „weil er entſchloſſen ſei, den König in Schweden auf der Oſtſee zu dämpfen: ſo wolle Dänemark mit ſeinen Kriegsſchiffen helfen.“

Die Antwort des Königs, daß nur er und Schweden Herrſchaft auf der Oſtſee übe, und es dem übel bekommen möge, welcher etwas widriges dagegen wolle; die Vermehrung der Schweden in Stralſund bis auf neun tauſend Mann; und die allgemeine Wehklage Deutſchlands über die Barbarei und Habſucht ſeiner Soldaten, machten Friedlands Gemüth immer wilder. Er ſelbſt erpreßte allenthalben die ungeheuerſten Summen; ſeine Officiere wollten die Rolle ihres Feldherrn im Kleinen ſpielen. Wohin ein Schwarm ſeiner Soldaten kam, brachten ſie alle Laſter mit: weil ſie ſelbſt ihr Leben als einen flüchtigen Raub anſehen mußten, ſo ſollte jeder Tag den Genuß eines ganzen laſterhaften Lebens in ſich faſſen. Sie ſchonten das katholiſche befreundete Land nicht mehr, als das evangeliſche, und in

jeder Strecke, die ſie verließen, ſah man eine todte Natur und verhungernde Menſchen. Sogar, ehe ſie in eine Gegend kamen, raubten ſich einzelne Einwohner ſelbſt das Leben, um es nicht an die Laſter der wilden Banden zu verlieren.

Daß die allgemeine Stimme, wodurch Friedland angeklagt wurde, geringen Eindruck auf den Kaiſer machte, geſchah vorzüglich wegen der Schlauheit, womit der Feldherr den Jeſuiten ſchmeichelte. In den beſetzten proteſtantiſchen Ländern zeigte er ſich als den eifrigſten Verehrer der katholiſchen Religion, und auf ſeinen Gütern zwang er ſeine Unterthanen durch jede Grauſamkeit zum alten Gottesdienſte. Dadurch gewann er die perſönliche Zuneigung des Kaiſers und die Herzen der Jeſuiten, welche denſelben umgaben.

Nur eine einzige Hoffnung gab es jetzt noch, den ſchrecklichen Würgengel der Deutſchen geſtürzt zu ſehn. Sie beruhte auf einer Unterredung, zu welcher die Churfürſten größtentheils ſelbſt,

ſelbſt, die von Brandenburg und Sachſen durch Geſandte, und der Kaiſer, ſich nach Regensburg begaben. Auch andre Stände erſchienen daſelbſt.

Ferdinand ward erſchüttert, da jetzt gleichſam das ganze deutſche Reich als Kläger wider Wallenſtein aufſtand, da alle mit Einer Stimme riefen, daß nur durch Friedlands Verabſchiedung das gemeine Vaterland aus dem Elend gerettet werden könne. Allein es koſtete noch manchen Kampf, ehe ſich der Kaiſer an dieſen Gedanken gewöhnte. Selbſt ſolche Winke, daß Friedland einſt ſeine eigne Größe auf dem Ruin des erzherzoglichen Hauſes bauen könne, ſparte man nicht, um ihn zu beſtimmen. Am ſchlauſten berechnete Churfürſt Maximilian von Baiern, wodurch die Entfernung Wallenſteins von dem Heere, von Ferdinand erhalten werden könnte. Dieſer hatte den Wunſch geäußert, daß ſein Sohn zum römiſchen König erwählt werden möge. Maximilian ſprach am heftigſten dagegen; insgeheim aber gab er zu verſtehen, daß die Er-

füllung dieſes Wunſches doch wol nahe ſeyn möge, wenn der Kaiſer die Verabſchiedung Wallenſteins bewillige.

Endlich erlag Ferdinand, aber mit einer feierlichen Erklärung, die ſeinen ganzen Widerwillen gegen den Schritt verrieth, welchen er that. Er bezeugte vor Gott und der Welt, daß er unſchuldig an allem Unheil ſeyn wolle, womit dieſer Tag ſchwanger ſei. Dann wählte er den Hofkanzler Grafen zu Werdenberg und den Kriegsrath von Queſtenberg, zwei Männer, die bei Wallenſtein beliebt waren, daß ſie zu dem Feldherrn nach Memmingen reiſen, ihn durch alle glimpfliche Gründe zur Niederlegung des Oberbefehls bereden und der kaiſerlichen Gnade verſichern ſollten.

Werdenberg und Queſtenberg redeten auf der Reiſe von Regensburg nach Memmingen viel über die Weiſe, wie ſie vor Wallenſtein ſtehn würden. Sie bewunderten ihn, und trauerten deshalb über ihre Botſchaft: ſie kannten ſeinen Jähzorn, und waren nicht ohne Furcht. Allein

ſie wurden auf das höflichſte von Friedland empfangen, auf das koſtbarſte bewirthet. Er war ſchon unterrichtet, was zu Regenburg geſchehen ſei. Als die Geſandten auf die ſchonendſte Art ihren Auftrag vollführen wollten, fiel er ihnen plötzlich in die Rede, indem er eine lateiniſche Schrift von der Tafel nahm. Die Nativitäten Ferdinands und Maximilians waren in ihr beſchrieben. „Ihr Herren, ſagte er, aus den Sternen könnt Ihr ſelbſt ſehen, daß ich Eure Commiſſion gewußt, und daß des Churfürſten aus Baiern Spiritus den des Kaiſers dominirt. Daher kann ich dem Kaiſer keine Schuld geben; wehe aber thut es mir, daß ſich Ihre Majeſtät meiner ſo wenig angenommen; ich will Gehorſam leiſten.“

Er gab den Abgeordneten ein ſehr höfliches Schreiben an den Kaiſer, worin er um Schutz für ſeine reichsfürſtliche Würde bat. Allein die Churfürſten waren nicht geſonnen, ihn in dem Beſitz des Herzogthums Meklenburg zu laſſen, und nichts ſchmerzte ihn ſo tief, als daß jene

Bitte ohne Antwort blieb. Sogar verlangte man auf dem Churfürstentage, daß er angehalten werden solle, alles zu ersetzen, was er den Reichsständen abgepreßt habe.

Die Abgesandten des Kaisers hatte er fürstlich beschenkt entlassen; Kälte und Gleichgültigkeit gegen sein Schicksal schienen in seinem Innern zu wohnen; nur mit höflichem Dank antwortete er dem König in Schweden, welcher ihm sagen ließ, daß einem solchen tapfern Helden es unmöglich fallen müsse, zu ertragen, wenn seine Aufsetzung Gutes und Blutes für Krone und Scepter des Kaisers so schlecht belohnt würde. Stets wolle er willig seyn, ihm alles Gutes und Liebes zu erweisen.

Wallenstein ging nach Böhmen und lebte auf seinen prachtvollen Gütern und am häufigsten in seinem Pallaste zu Prag, wo er nach Rache dürstend die Hauptzüge seines Gemüths wilder wie je hervortreten ließ. Jetzt stieg sein Stolz am höchsten, da ihm das Glück weniger lächelte. Alle Vertraulichkeit schwand aus seinem Umgan-

ge; schwer drang man durch seine Leibwache, durch eine Schaar von Edelknaben und Bedienten zu ihm; von den Kammerherrn, welche die Fremden bei ihm einführten, hatten einige den kaiserlichen Schlüssel getragen. Jedes Talent fand bei ihm königliche Belohnung. Indem er Plane zum Verderben seiner Feinde in seiner Seele wälzte, wuchsen seine Unruhe, sein Argwohn, seine Verschlossenheit und Neugierde auf die furchtbarste Weise. Stets rollten seine Augen im Kopf und suchten Geheimnisse; sein Gespräch ging fast einzig auf Fragen über die Welthändel. Nur leise Töne durften in seine Nähe kommen; weit um seine Wohnung standen Posten, welche den Nahenden stilles Vorübergehn geboten; kaum war er aus dem Getöse der Schlachten gekommen, und konnte jetzt nicht das Klirren eines Sporns hören. Alle bedeutende Briefe schrieb er selbst; kein andrer konnte ihm seine Gedanken versteckt genug ausdrücken. Selten zeigte er sich außerhalb seiner Zimmer; alle staunten ihn an und zitterten, wenn er hervor-

trat. Seine Gestalt war sehr hager geworden, wiewol die Kraft der Muskeln noch hervorstrebte; sein schwarzes, kurzgeschnittenes Haar, das sich nur hinter den Ohren in Locken kräuselte, begann schon zu verbleichen; er stützte sich auf ein spanisches Rohr und ging langsam wegen gichtischer Schmerzen. Das goldne Vließ, seine Lieblingstracht, ein Geschenk Philipps des Vierten von Spanien, vermehrte den wunderbaren Eindruck seiner Gestalt.

Am nächsten seiner Person blieb immer der Genueser Seni, ein berühmter Astrolog. Für einen Sold von fünf und zwanzig Thaler monatlich hatte ihn der Ingenieur Pirroni, der viel um Wallenstein war, in dessen Dienste gedungen; aber der Herzog schämte sich einer solchen Besoldung und gab ihm jährlich zwei tausend Thaler. Höchst wahrscheinlich unterhielt Seni Verbindungen zu Wien zum Nachtheil seines Beschützers: erkauft vom Hofe soll er ihm gerathen haben, den Oberbefehl im Felde aufzugeben. Durch Deutungen der Sterne, in welb

chen die Verabſchiedung Wallenſteins als Urſache ſeines höchſten Glanzes in der Zukunft dargeſtellt wurde, feſſelte er die ſtolze Seele, in welcher keine Gedanken glühten, als die an Rache und künftige Herrlichkeit.

Wallenſtein hatte, um ſich bald an dem Kaiſer, mehr noch an Maximilian von Baiern rächen zu können, die Vornehmſten ſeiner Befehlshaber beredet, in die Dienſte evangeliſcher Fürſten zu treten. Weit umher legte er die Verſchwörung an, welche den Hof und die Ligue umſtricken ſollte.

Näher als alle andre Umſtände brachte ihn ſeinen Wünſchen, daß Guſtav Adolf von Schweden wirklich den deutſchen Boden beſtieg, und gewiſſer, als durch den glücklichen Anfang des Krieges, ſeine Triumphe durch ſeinen eignen Genius und den Geiſt ſeines Heeres vorherſagte.

Friedland ſehnte ſich nach einer Verhandlung mit dem nordiſchen Helden, und wandte ſich an ſeinen Schwager, den Grafen Terſika, wegen der Wahl eines geſchickten und treuen Unter-

händlers. Dieser schlug ihm einen gewissen Jaroslav Sesyna Raschin von Riesenburg vor, und ließ sich dann in Verabredungen mit demselben ein. So wollte es Friedland, daß anfänglich Terstka durchaus nur in seinem eignen Namen handeln sollte. Er verließ sich auf die Treue, nicht so sehr auf den Verstand seines Schwagers. Wohl sagte er: ich wollte vieles darum geben, wenn er so witzig, wie die alte Frau Terstka, oder sie ein Mann wäre.

Sehr mußte die Einleitung einer Unterhandlung mit dem König der Schweden dadurch erleichtert werden, daß der geächtete Graf Matthias von Thurn, einer der ersten Anführer zu Anfang der böhmischen Unruhen, sich bei dem schwedischen Heere fand. Bald geschahen mündlich die ersten Erklärungen Wallensteins und des Königs gegen einander durch den Unterhändler Sesyna. Wollte der Herzog, äußerte Gustav Adolf, auf meine Seite treten: so würde ich jedes Begehren gern erfüllen; er mag es nur eröffnen. „Was mir durch euch entboten worden,

ſagte dagegen Friedland zu Seſyna, iſt mir lieber als die ganze Welt, und alles werde ich dem König zu Gefallen thun, wenn ich die Zeit und Gelegenheit ſehn werde. In ſo wichtige Sachen kann ich nicht plump hinein tappen, hauptſächlich weil ſich der König mit dem Churfürſten von Sachſen noch nicht vereinigt hat.

Auf dieſe Vereinigung rechnete Wallenſtein ſehr viel, weil er ſich von Böhmen mit den Sachſen leicht die Hand reichen konnte, und weil ſein ehemaliger Unterbefehlshaber Arnheim in ſächſiſche Dienſte getreten war. Der König, äuſſerte der Herzog in den weitern Unterhandlungen, ſoll nach der Vereinigung mit Sachſen mir zehn oder zwölf tauſend Mann mit dem Grafen Thurn ſchicken. Dieſer hat einen guten Kopf und iſt ein gewaltiger Praktikus. Die Armada in Schleſien will ich an mich ziehen, und dann wird Guſtav ſehen, was wir vollbringen werden. Nach der Eroberung einer Stadt ſoll er kein kaiſerliches Volk abziehen laſſen: die Gefangenen ſollen das Gewehr, die Fahnen niederlegen und ihm ſchwören."

Seit Gustavs glorreicher Schlacht bei Leipzig, wo Tilly seinen alten Ruhm einbüßte, bekamen Wallensteins Hoffnungen den kühnsten Schwung. Er wollte nun das Haus Oestreich von Grund aus verderbt wissen. „Ueber den Baier, fügte er hinzu, habe ich auch gar guten Appetit. Ich weiß, daß er seinen Schatz beim Bischofe von Salzburg in einer Festung hat. Der Erzbischof hat seinen Schatz auch dabei; sie sollen mir nicht entgehen."

Friedland erwartete nun zwölftausend Schweden, und mit ihnen einige sächsische Regimenter, damit er des Churfürsten versichert wäre. Doch Gustav konnte jetzt bei Verfolgung Tilly's kaum drei Regimenter entbehren, und der Churfürst von Sachsen, wiewohl man ihn in das Verständniß zwischen dem König und Wallenstein blicken ließ, verweigerte sächsische Truppen.

Allein Wallensteins Freund, des Churfürsten Feldmarschall von Arnheim, rückte mit einer Macht, die für sich bestand, in Böhmen ein, und nahte der Hauptstadt, von Friedland aufge-

fordert. In Prag herrſchte die größte Beſtürzung. „Die Hundsfötter wiſſen nicht, ſagte der Herzog, wo ſie den Kopf hinſtrecken ſollen. Ich will ihnen witzig genug ſeyn; ich habe mehr Witz, als ſie alle. Die Krone haben ſie ſchon weggeführt, dies thut aber nichts, ich kann mir eine andre machen laſſen.“

Er verließ die Stadt, als die Sachſen nahe waren, um den Verdacht eines Einverſtändniſſes mit ihnen zu vermeiden. Doch hielt er auf der Reiſe eine lange Unterredung mit Arnheim, und dieſer ſchützte auf dem Zuge, und nachdem er Prag ohne Schwertſtreich in ſeine Gewalt bekommen hatte, Wallenſteins Beſitzungen durch die ſtrengſten Befehle und Wachen.

Immer ſiegreicher drang Guſtav Adolf bis an die baieriſche Gränze. Nichts mogte ihn hindern, ſich der Hauptſtadt der öſtreichiſchen Monarchie bald zu bemächtigen, und ſich mit den Sachſen in Böhmen zu verbinden. Die Lage des Kaiſers war von allen Seiten von Verzweiflung bedroht. Er wollte ſelbſt ins Feld ziehn.

„Tapfer zu ſterben, ſagte er, iſt beſſer, als ſchändlich zu verderben.“ Doch war dies mehr eine Aufwallung, als klug berechneter Muth. Nur ein Einziger war in der ganzen Monarchie, der ſie retten konnte, der tödtlich beleidigte Wallenſtein. Aber ihm das Schwert in die Hände zu geben, da ſo viele Zeichen ſeine Treue verdächtig machten, ſchien faſt ſo gewagt, als mit ſchwachen Kräften die letzten Streiche des nordiſchen Königs zu erwarten und einzig dem Geſchick zu vertrauen.

Dieſer Gefahr, die aus Friedlands Treuloſigkeit entſpringen mogte, hoffte man einigermaſſen zu begegnen, wenn man ihm den Sohn des Kaiſers, König Ferdinand von Hungarn, zur Seite gab. Sein Vetter, Graf Max Wallenſtein, wurde zu ihm auf ſeine Güter in Mähren geſchickt, ihn zur Reiſe nach Wien zu bereden. „Alles was ich thun kann, äußerte Friedland, iſt, daß ich nach Znaim gehe, und dort vernehme, was der Kaiſer befiehlt.

Bald erſchien der Abgeſandte bei ihm zu

Znaim und bat ihn, den Oberbefehl über die kaiſerlichen Heere wieder zu übernehmen. Mit den ſtärkſten Farben ſchilderte er ihm, wie man nur aus dieſem Wunſch noch Hoffnung ſchöpfte, die Monarchie gerettet zu ſehn. Auch ſollte der König von Hungarn unter ihm die Kriegskunſt lernen.

Mit froſtiger Miene entgegnete Friedland, wie ſchmerzlich er des Kaiſers Undank für die ungemeinſten Wohlthaten ſchon empfunden habe; wie er ſich jetzt ſehne, in Ruhe ſeine Tage zu verleben; wie er auf keine Weiſe neben dem König von Hungarn den Oberbefehl führen werde, welches er ſelbſt neben Gott in Ewigkeit nicht wolle.

Schriftliche Bitten des Kaiſers, gehaltvolle Vorſtellungen des Fürſten von Eggenberg, welchen Wallenſtein vor allen kaiſerlichen Räthen achtete, bewirkten endlich ſeine Verheißung, daß er einzig aus Liebe für Eggenberg dem Kaiſer binnen drei Monate ein ſtarkes Heer ſtellen wolle; aber ein andrer Feldherr müſſe dann zum

Oberanführer gewählt werden; ihm fromme die Ruhe, und nichts gegen den Feind zu unternehmen.

Znaim war der Mittelpunkt seiner Werbung. Schnell sah er viele seiner alten Officiere um sich versammelt. Rastlos rührten sich seine Werber. Ein Heer von dreißigtausend Mann war binnen drei Monate geschaffen. Nun äußerte Friedland den Wunsch, sich entfernen zu dürfen, und einer neuen Gesandtschaft an ihn verweigerte er jede Hoffnung, daß er den Oberbefehl je annehmen werde. Auch gegen den Fürsten von Eggenberg, der wieder an ihn gesandt wurde, bewies er anfänglich eine gleiche Hartnäckigkeit. Er war mit Grund überzeugt, daß das ganze neugeworbene Heer auseinander stieben werde, sobald er von demselben zurücktrat.

Wenn ein Fürst von Ferdinands Rang, entgegnete ihm zuletzt Eggenberg, sich zu Bitten gegen seinen Unterthan erniedrigt, so können Sie sicher eine scharfe Ahndung auf beleidigende abschlägige Antwort erwarten. Uebrigens habe ich

Vollmacht, daß Sie ſelbſt Ihre Dienſte ſchätzen ſollen, die der Kaiſer um jeden Preis erkaufen will.

Einen Tag Bedenkzeit forderte Friedland und ſchrieb die Bedingungen, unter welchen er den Oberbefehl annehmen wolle. Eggenberg las ſie mit Erſtaunen. Als ewiger Generaliſſimus des ganzen Erzhauſes und der Krone Spanien ohne irgend einen Vorbehalt verlangt er, daß der Kaiſer ſich nie perſönlich bei der Armee finden, keinen Akt der Gnade ausüben, das nöthige Geld zum Kriege ihm auszahlen, und alle ſeine Erbländer ihm öffnen ſolle. Als Unterpfand für hinreichende Belohnung wird ihm eines derſelben verſchrieben; der künftige Friede muß ihm Mecklenburg erhalten; und alle Confiskationen im Reich hangen von ſeiner Willkühr ab.

Keinen Buchſtaben wollte Friedland von dieſen Bedingungen geändert wiſſen; die eiſerne Nothwendigkeit war ſein Bundesgenoſſe gegen den Kaiſer, und dieſer unterſchrieb ſeine Entthronung, jene Bedingungen.

Selbst unter ihnen hätte Wallenstein vielleicht den Oberbefehl nicht angenommen, wenn er für die Plane seiner künftigen Größe nicht zu viel von Gustav Adolf gefürchtet hätte. Arnheim verrieth ihm, wie der schwedische Held nach der römischen Krone trachte, und so nahm er denselben sogleich als seinen Nebenbuhler, der mit ihm nach der höchsten Herrschaft in Deutschland, und deshalb die östreichische zu zertrümmern, strebe. Auch hatte ihm die Weigerung des Königs, zwölftausend Schweden nach Böhmen zu schicken, schon gezeigt, wie wenig er auf die unmittelbare schwedische Hülfe bei seinen Planen rechnen dürfe. Ihm blieb nichts übrig, als das östreichische Haus mit den eignen Kräften desselben zu Grunde zu richten.

Er fand sich zuletzt zu Znaim unter vierzigtausend Mann, womit er die Sachsen in Böhmen sogleich erdrücken konnte. Befreien mußte er dies Reich, theils seiner künftigen Operationen, theils des kaiserlichen Hofes wegen; aber zugleich mußte er so handeln, daß sein Hauptplan,

plan, um welchen der ſächſiſche Feldmarſchall Arnheim wußte, nicht darunter leiden konnte. Sie wollten den Churfürſten zu einem Separatfrieden bewegen und von Guſtav Adolf abziehn. Wallenſtein bot alles auf, ſich denſelben zu verpflichten. Zwei Regimentern Sachſen, die er gefangen genommen, gab er die Freiheit; allein dies rührte den Hof zu Dresden wenig. Der Feldherr wollte nun das ganze ſächſiſche Heer gefangen nehmen, wobei er freilich ſeinen vertrauten Arnheim ſelbſt hintergehn mußte; denn eine ſolche Schande durfte der Feldmarſchall ſeines Hofes wegen nicht zugeben, wenn ſie gleich ihre Plane beförderte. Er merkte auch die Hinterliſt und rettete ſeine Kriegsmacht nach Pirna.

Böhmen war ſchnell wieder erobert; aber der Zweck, den Churfürſten von Sachſen vom König der Schweden abzuziehn, auf keine Weiſe erreicht. Die Hoffnung dazu ward ſehr unwahrſcheinlich, als die Kunde von neuen Siegen Guſtavs kam. Nach dem Uebergange über den Lech

wehten seine siegreichen Fahnen in der Hauptstadt Maximilians von Baiern *).

Wallensteins rachsüchtiges Gemüth gewann Heiterkeit, als er seinen bittersten Feind so gedemüthigt sah, und genoß in vollen Zügen der stolzen Freude, daß einzig er denselben noch retten könne. Er zauderte unter mancherlei Vorwand in Böhmen, als ihn der kaiserliche Hof beschwor, sich gegen das nordische Gewitter zu wenden, das sich hart an Oestreichs Gränze verderblich gelagert habe. Endlich verstand er sich zu einer Vereinigung mit der baierisch liguistischen Armee; aber nur unter der Bedingung, daß Maximilian unter ihm stand, sobald sie vereint handelten.

Zu Eger wollten sich beide Heerführer wieder sehen. Aller Augen voll gespannter Aufmerksamkeit wollten ihre Leidenschaften beim ersten Empfang belauschen. Mit schlauer Gewandtheit verbarg der Churfürst seinen Groll, und seine Rede

*) 1632. Mai 17.

war, wie ein Gespräch, abgebrochen mit einem vertrauten Freund am vorigen Tage. Friedlands hochschwellendes Herz brach hervor aus seiner Haltung, seinen Zügen; seine Farbe wechselte. Ueber das Vergangne wollte er mit Bitterkeit reden; durch Wendung des Gesprächs verhinderte ihn Maximilian. Seinem heftigen Zorn, seinem Jubel über den gedemüthigten Feind ließ Wallenstein gegen sein Gefolge und in seiner Wohnung freien Lauf, und Maximilian erwähnte des Herzogs auf das ehrerbietigste, wenn man ihm die schmähenden Reden desselben überbrachte.

Gustav Adolf hatte den Churfürsten zur Vertheidigung seiner Staaten zwingen und dadurch von der Vereinigung mit Wallenstein abhalten wollen. Allein nun wandte er sich gen Nürnberg, über welche Stadt Friedland von den böhmischen Gebirgen herab kommen wollte. Sie reizte vor allen die Habsucht und Rachgier desselben. Durch ihre Lage in der Mitte Deutschlands, ihren blühenden Handel, ihre großen Reichthümer,

den frischen Muth ihrer zahlreichen Bürger war sie ein wichtiger Punkt für die kriegführenden Mächte. Der evangelische Sinn ihrer Bewohner hatte sie zum Bündniß mit dem König der Schweden getrieben, von welchem sie auch für ihre Unabhängigkeit nichts zu fürchten hatte. Wallenstein wollte an ihr ein Beispiel geben, wie Tilly an Magdeburg, und die evangelische Welt sollte wieder ein Geschrei gegen Gustav Adolf erheben, daß er eine so treuverbündete und wichtige Stadt schutzlos gelassen und der Wut des Feindes preisgegeben habe.

Um seinen Grimm zu besänftigen, sandten die Nürnberger ihm Abgeordnete nach Pilsen. Er wollte nach sechs Tagen sie anhören. In dieser Zeit wurden sie auf seine Kosten prächtig bewirthet, und wie Gesandte der größten Reichsstände behandelt. Mit Huld empfing er sie, als sie vor ihm erschienen. Nachdem sie ihr Beglaubigungsschreiben übergeben hatten, entwickelten sie die Gründe zu ihrem Bündnisse mit dem Schwedenkönig; aber Wallenstein fiel ihnen in

die Rede, und entließ ſie mit den Worten: „Ich weiß nun die Urſache eurer Gegenwart. Ich will in Perſon zu euch kommen, die Antwort zu geben, und dann werde ich ſehn, ob eure Handlungen euren ſchönen Briefen entſprechen.“ Verwirrt kehrten ſie nach Nürnberg zurück und verbreiteten dort Beſtürzung in allen Gemüthern.

Allein Guſtav Adolf verſprach der Stadt ſeinen Schutz mit feſter Zuſage. Dem wilden Feldherrn in einer Schlacht zu begegnen, war er zu ſchwach. Bis er ſeine in Deutſchland weit zerſtreuten Corps an ſich gezogen, mußte er ſich durch ein feſtes Lager vor jedem Angriff ſichern. Auch wollte er bis zu ſeiner Verſtärkung Nürnberg nicht unbeſchützt laſſen. Zu dem Ende bezog er in deſſen Nähe ein feſtes Lager. Die ganze Stadt mit allen Vorſtädten ſchloß er durch ſeine Linien ein. Dreihundert Kanonen deckten die Wälle des Lagers. Mit zwanzigtauſend Schweden ſtand der Held in demſelben. Bürger und Bauern waren bereit mit ihm zu käm-

pfen, voll Vertrauen auf ſeine Worte: „Mit Gottes Hülfe werde ich den Friedland von euren Mauern entfernt halten, und er wird eure Häuſer nicht ſehen, ſo lange in mir meine Seele lebt.

In verſchiedenen Kolonnen waren der Churfürſt Maximilian von Baiern und Wallenſtein von Eger aufgebrochen, um wider Nürnberg zu ziehn. Verheerung bezeichnete ihre Wege; Flammen ſtiegen hinter ihnen auf von den angezündeten Dörfern. Selbſt in der Oberpfalz zog Friedland mit gleicher Verwüſtung einher, und Maximilian mußte dulden, daß ſeine Provinzen von dem Heere, mit welchem das ſeinige verbündet war, zu Grunde gerichtet wurden.

Wallenſtein wäre auf dieſem Zuge beinahe getödtet. Indem er beim Nachtrab in einer Kutſche fuhr, Terſika in einer andern hinter ihm her, fiel ein Schuß und die Kugel ging hart hinter ſeinem Rücken vorbei. Er hielt es nicht der Mühe werth, nachzuforſchen, woher ſie gekommen. Dieſe Kälte und Gleichgültigkeit bei

aller Todesgefahr machte ihn den Soldaten sehr theuer.

Zwischen Neumarkt und Freistadt stießen alle Kolonnen wieder zusammen, und er hielt mit stolzer Freude die Heerschau über dreihundert und vierzehn Fahnen Reiter, zweihundert zehn Fahnen Fußvolk, achtzig schwere Kanonen und vier tausend Wagen. Ich will, sagte er, den Schweden in seinem Lager putzen, und in vier Tagen soll man sehen, ob ich oder der König Herr im Lande ist.

Er ging mit seiner großen Kriegsmacht bei Nürnberg vorbei, über die Rednitz, und schlug auf dem alten Berge sein Lager auf, im Gesicht der Stadt, dreiviertel Meilen von den schwedischen Linien. Gustav mit seiner Reiterei zeigte sich, den vorbeiziehenden Feind beobachtend, in Schlachtordnung vor dem Lager; allein Friedland wagte keinen Angriff. „Es sind der Schlachten, sagte er, genug geliefert; es ist nun Zeit, eine andre Methode zu beobachten."

Vielleicht wollte er seine ungeübten Truppen noch mehr zu Soldaten bilden, ehe er sie gegen Gustavs versuchte Schaaren führte: vielleicht glaubte er, den König und Nürnberg durch Abschneiden der Lebensmittel ins Verderben zu bringen.

Wallenstein hatte gehofft, durch die Reichthümer der Stadt seine gierigen Banden zu bereichern und diesem neuen Heere sogleich einen Vorgenuß zu geben, welchen Gewinn der Krieg unter seinen Fahnen schaffe. Allein jetzt brachten die reiche Haabe, die vollen Kornböden Nürnbergs Ueberfluß zu den Schweden, indessen die unfruchtbaren Gegenden umher ihm sagten, daß in seinem Lager bald der Hunger wüten werde.

Die zerstreuten schwedischen Corps eilten unter ihren tapfern Feldherrn in die Nähe des Königs. Funfzigtausend Mann waren sie stark nach ihrer Vereinigung bei Kitzingen. Unangegriffen von Friedland stieß dies Herr zum königlichen Lager, das siebenzigtausend Mann nun zählte.

Bis auf ſechs und ſechszigtauſend war Wallenſteins Heer geſtiegen.

Zwei ſolche Menſchenmaſſen konnten nicht lange gegen einander ſtehn, ohne ſich in ſich ſelbſt zu verzehren; aber beide Feldherren mußten ſich geſtehn, daß dem gewiß eine ſchreckliche Niederlage bevorſtehe, welcher es wage, den andern in ſeinem Lager anzugreifen. Das nur ſchien die Frage zu ſeyn, wer dem Elend am längſten trotzen könnte. Wallenſtein hatte nur ſein Heer, Guſtav auch eine befreundete Stadt zu verderben: in das Felſengemüth von jenem drang nie das Mitleid; dieſer überließ ſich gern menſchlicher Regung.

Der König beſchloß einen allgemeinen Sturm auf das feindliche Lager, ſo ſehr ſeine beſten Feldherren ihm die Unmöglichkeit des Gelingens vorſtellten. Er rechnete tollkühn auf ſein Glück, auf einen Zufall, der jene Unmöglichkeit beſiegen werde.

In der Tiefe ſtanden die Schweden, zum Angriff geſchürzt, in unabſehbarer Reihe: ruhig

und kühl ſah Wallenſtein von ſeiner Höhe auf ſie herab. Jene beteten, und dieſer wußte nun den Angriff nahe. Er rief ſeinen Kriegern zu, daß ſie den Kaiſer und ſeinen Feldherrnruhm vertheidigen ſollten; die Feldpater flehten um Schutz der Kirche. Sechszig ſchwediſche Kartaunen ſchlugen ihre Donner in den alten Berg; mit einem Feuermeer antworteten hundert und vierzig aus dem kaiſerlichen Lager. In Rauch ward es auf ſeiner Höhe verhüllt, nur das greuelvolle Verderben ſagte den Schweden, daß Friedland nahe ſei.

Lange Schaaren von ihnen waren hingeſtreckt, ehe ſie an den Verhack kamen, wo die friedländiſchen Regimenter mit dem kleinen Gewehr auf ſie lauerten. Ein ewiger Kugelregen ſtürzte auf ſie herab.

Wütend befahl Guſtav immer von neuem den Sturm; allgegenwärtig widerſtand Wallenſtein auf allen Seiten. Sein Lager hatte er als ein Meiſter in der Befeſtigungskunſt aufgeführt; als ein Held vertheidigte er es, mit dem unge-

ſtörten Gemüth eines Gottes unter tauſendfachem Tode. Ein Pferd wurde unter ihm erſchoſſen, ihn ſelbſt berührte keine Kugel. Endlich nach einem Sturm von zehn Stunden befahl Guſtav den Rückzug. Alle ſeine Regimenter kamen zerriſſen zurück, und dreitauſend tapfre Soldaten ließ er auf dem Schlachtfelde, ohne irgend einen Vortheil errungen zu haben.

Beide Feldherren harrten noch vierzehn Tage, wen der Hunger zuerſt aus den Schanzen treiben werde. Guſtav ſah Nürnbergs Elend, und brach zuerſt auf. Zum Schutz der Stadt hinterließ er eine Beſatzung und blieb in der Nähe, um den kaiſerlichen Feldherrn anzugreifen, wenn er Nürnberg beſtürmen ſollte. Fünf Tage nach ihm brach Wallenſtein auf. Von angeſteckten Dörfern, dem angezündeten Lager erhoben ſich Rauchſäulen hinter dem abziehenden Heere.

Gern hätte der König den Krieg in Baiern feſtgehalten, und nicht nach Oberſachſen geſpielt; aber von der Belagerung Ingolſtadts rief ihn

Wallensteins Zug nach Sachsen hinweg. Mogte Oestreich zu Grunde gerichtet werden durch den nordischen Feind, dies war Friedlands Plane nicht entgegen, wenn er nur den Churfürsten von Sachsen zwang, sich von Gustav Adolf loszureißen.

Bei Koburg trennte er sich von Maximilian von Baiern, welcher eilte, sein Land zu vertheidigen. Verheerend durch blühende Gegenden, wälzte er sich in die sächsischen Provinzen, um sie durch seine Winterquartiere zu Grunde zu richten, wenn der Churfürst sich ihm nicht schnell freundschaftlich bewies. Böhmens Krone sollte die erste Beute für seine Größe werden, und ohne Sachsens Freundschaft saß sie kaum fest auf seinem Haupte.

Allein in reißenden Märschen kam Gustav von Baiern nach Sachsen, und unaufgehalten bis gen Naumburg, aus welcher Stadt er die Kaiserlichen trieb, und wo er sich verschanzte. Er hatte nur zwanzigtausend Mann, aber auserlesene Krieger. Vorzüglich erwartete er den Zuzug sächsischer Truppen.

Wallenſtein hatte den Gedanken geäußert, daß man gegen die Schweden ſogleich eine Schlacht liefern ſolle; allein die Nähe des Winters war es vornehmlich, was ihn davon zurückhielt. Wer die Schlacht jetzt verlor, ſchien faſt durchaus verloren, weil er nur nach langen Zügen auf eine Ruheſtätte hoffen konnte.

Aber auf der andern Seite war Wallenſtein weit entfernt, einen Angriff von den Schweden zu beſorgen. Den Feldherrn Pappenheim ſandte er mit einem bedeutenden Corps an die Weſer, zunächſt nach Halle, deſſen Schloß von den Schweden belagert wurde. Er glaubte, ſeine übrigen Truppen ruhig in die Quartiere vertheilen zu dürfen, doch ſo, daß ſie jeden Augenblick zuſammenſtoßen konnten. Er ſelbſt ging nach Merſeburg, um nahe zum Schutz für Pappenheim zu ſeyn.

Ohne weitere Hülfstruppen beſchloß Guſtav, den kaiſerlichen Feldherrn anzugreifen, ehe er Pappenheim zurückrufen könnte. Wallenſtein wußte ſogleich, daß die Schweden in Schlacht-

ordnung von Naumburg gen Weißenfels zogen. Ein dreimal wiederholter Kanonendonner von Merseburg her rief seine Regimenter zusammen. Sein Astrolog Seny sah des Zodiakus Kaltsinn gegen Gustav Adolf den ganzen gegenwärtigen Monat, den November hindurch. Auch riethen die triftigsten Gründe zur Schlacht. „Wir müssen jetzt, sagte der Feldmarschall Holck zu Wallenstein, auf den König marschiren, ehe die Sachsen und Lüneburger mit ihm sich vereinigen. Ihn schützt jetzt keine Verschanzung, er muß im freien Felde schlagen. Thun wir es nicht, so wird Leipzig, Freiberg, Meissen, Kemnitz abgeschnitten, wir werden von Böheim getrennt. Das ganze Land ist schwedisch gesinnt, der König findet Lebensmittel in Menge, er erhält gute Winterquartiere, und kann gut genährt, hernach das Kriegstheater nach Böheim und in die andern Erbstaaten versetzen. Des Kaisers Koffer sind leer, die erschöpften Unterthanen können nicht einmal die letzten Auflagen zahlen, noch viel weniger können sie neue entrichten. Unsre Allir-

ten ſind überwältigt, zwei Drittel von Deutſchland ſind verloren, eine Bataille iſt das einzige Mittel, des Kaiſers Parthei neu zu beleben, ſeiner Waffen Ehre wieder herzuſtellen. Durch einen Rückzug verderben wir alles. Unſre Macht ſteht beiſammen, die Generale leben einverſtändig, die Truppen ſind ſchlachtbegierig. Ohne Schlacht werden wir nicht lange mehr hier ausdauern können. Des Feindes Angriffe, die Kälte, Hunger und Mißvergnügen werden unſer Volk verringern, der König wird es theilweiſe auftreiben. Ein Sieg hat jetzt den Werth von Deutſchlands Hälfte, und er wird die nehmlichen Folgen haben, welche der Feinde Sieg bei Leipzig im vorigen Jahr hatte. Nie werden wir wieder eine ſo große Armee beiſammen haben. Der größten Wahrſcheinlichkeit nach tragen wir den Sieg davon, hauptſächlich dann, wenn wir den Pappenheim zu uns rufen."

Friedland zog auf die Ebene bei Lützen und rief Pappenheim auf das eiligſte von Halle zurück.

Auf beiden Seiten der Ebene liefen Gräben. Die Kaiserlichen vertieften den auf ihrer Seite, und Füsiliere wurden hineingelegt. In vier grossen Vierecken stand das Fußvolk. Auf beiden Flügeln hielt die Reiterei. Wallenstein hatte auf dem rechten zwischen beide Reihen der Reiter noch ein Viereck des Fußvolks gestellt: für den linken hoffte er die Verstärkung durch Pappenheim. In finstrer Nacht wurde die Schlachtordnung so gestellt.

Den Abend vor der Schlacht war Wallenstein auf der Ebene von Lützen angelangt: noch später kam der König von Schweden, und lagerte sich ihm gegenüber. In zwei Treffen theilte er seine Armee, auf dem rechten Flügel kommandirte er selbst, auf dem linken Bernhard von Weimar. Die ganze Nacht brachte er zu im Gespräch mit seinen Feldherren. Zwanzigtausend Mann hielt er hinlänglich gegen die dreissigtausend Wallensteins.

Für den Ruhm der beiden größten Feldherren Europa's waren beide Heere begeistert. Sie woll-

wollten nun entſcheiden, wer in einem Kampfe auf ebenem Felde bei Nürnberg geſiegt hätte. Die geſpannte Welt ſollte nun wiſſen, welcher Anführer der größte, welches Heer das tapferſte ſei; für manche Geiſter ſollte auch entſchieden werden, welcher Gott der mächtigſte, ob der Katholiken, oder der Evangeliſchen Beſchützer.

Selbſt an dem dämmernden Abend hätte Guſtav noch gern geſchlagen, ehe Pappenheim zurückkam. Allein es war ſo unmöglich, als früh am folgenden Tage. Ein dicker Herbſtnebel lag da auf dem Felde: nur die leichten Reiter konnten ſich in demſelben begegnen. Geiſtliche Lieder tönten von den Schweden zum Feinde hinüber, beſonders der Geſang: Eine feſte Burg iſt unſer Gott! Der Nebel verzog ſich gegen Mittag. Das ſchwere Geſchütz donnerte auf beiden Seiten. Wiederum dichter ſenkte ſich der Nebel von neuem auf den Schauplatz der Vernichtung. Endlich bricht die Sonne allmächtig durch, und zugleich funkelt die Wut aus den Augen beider Heere gegen einander. Gott mit uns! rie-

sen die Schweden: Jesus Maria! die Kaiserlichen.

Gustavs Krieger stürzten an den Graben des Feindes: der Füsiliere Feuer, des schweren Geschützes Donner lockte sie in ein Blutbad, in einen Wald durchbohrender Spieße und Lanzen. Der König ergriff eine Lanze und führte seine Krieger selbst von neuem zum Graben. Endlich durchbricht ein Regiment die feindliche Linie. Ungestüm drangen die Schweden weiter und eroberten einen Theil der kaiserlichen Batterie, und richteten die Kanonen derselben auf die Vierecke des Fußvolks. Plötzlich schuf Wallenstein Ordnung. Sein Geschütz wird wieder erobert, die Schweden werden bis an den Graben zurückgedrängt. Unwiderstehlich stürmt Gustav mit der Reiterei herbei, zum zweitenmal erobern seine Krieger das feindliche Geschütz, der linke Flügel Wallensteins flieht, und Gustav eilt, dem ankommenden Pappenheim zu begegnen. Indem er mit einem Reitergeschwader hinwegflog, zerschmetterte ein Schuß seinen linken Arm, stürzten ihn zwei Schüsse entseelt zu Boden.

Bernhard von Weimar bekam die traurige Kunde, mitten im härteſten Kampfe mit dem Feinde. Der König iſt gefangen! rief er: ihn zu befreien, raſeten die Schweden. Sie eroberten die Batterie des rechten Flügels. Tödtlich verwundet ſank Pappenheim auf das Schlachtfeld, und hauchte bald ſeinen Geiſt aus. Mit demſelben ſchwand der Muth der Kaiſerlichen. Umſonſt war Wallenſteins Toben: er mußte das Schlachtfeld an Bernhard von Weimar überlaſſen *).

Mehrere Kugeln hatten in der Schlacht Friedlands Mantel durchlöchert, von einer war er leicht beſchädigt; aber ſeine Verachtung des Todes hielt denſelben von ihm entfernt. Düſter und ſtürmiſch wie die Herbſtnacht war ſein Gemüth; ſchweigend kam er um Mitternacht mit einem kleinen Geſchwader nach Leipzig, ein Flüchtling, indem Bernhard von Weimar in Schlachtordnung blieb, und die Erneuerung des Kampfes

*) 1632. Nov. 16.

am folgenden Tage erwartete. Sie war unmöglich für den geschlagenen Feldherrn; denn sein ganzes Geschütz war verloren, sechstausend seiner Krieger lagen todt auf dem Schlachtfelde, die Zahl der Schwerverwundeten war groß, einige seiner tapfersten Anführer waren geblieben, unter seinen zerstreuten Schaaren galt nichts als die Stimme der Furcht. Dagegen brannten die Schweden vor Wut, den Tod ihres Königs durch gänzliche Vernichtung des Feindes zu rächen. Ansehnliche Verstärkung zog ihnen zu. In dem Lande, welches der Schauplatz des Krieges war, fanden sie Freundschaft, aber Wallenstein gewiß gänzlichen Untergang durch die Erbitterung der Einwohner, wenn sein Heer, von neuem geschwächt, kein Schrecken mehr einflößte.

Er eilte mit seinem zerrissenen Heere nach Böhmen, um in den kaiserlichen Erbländern sich eine neue kriegerische Macht zu bilden. Vor dem Rathhause zu Prag ließ er ein Blutgerüst errichten, und auf demselben viele Krieger

von jedem Range, welche der Feigheit und Zügellosigkeit an dem Tage bei Lützen angeklagt wurden, durch den Henker enthaupten. Fürstlich beschenkte er zugleich diejenigen, welche sich durch Tapferkeit und Besonnenheit in der Schlacht ausgezeichnet hatten. Dem Feldmarschall Holck stellte er frei, aus vier genannten böhmischen Herrschaften, deren jede aus sechszehn oder achtzehn Dörfern bestand, sich eine zum Eigenthum zu wählen. Ottavio Piccolomini beschenkte er mit zehntausend Thaler, und viele Officiere mit Ketten, an welchen sein Brustbild hing, und wovon keine unter dreitausend Thaler werth war.

Das einzige, wodurch der Triumph der Schweden in Trauer verwandelt war, der Tod Gustav's, verbreitete allein noch Licht über Wallensteins Seele. In ihm hatte er den fürchterlichen Nebenbuhler bei seinem Plane gesehen, auf den Trümmern von Habsburgs Macht eine neue zu schaffen. Nun hatte er die Aussicht, auf denselben mit keinem Feinde mehr kämpfen zu brauchen. Die Person des Königs war ihm weit

gefährlicher gewesen, als die schwedische Macht, und deshalb sagte er die merkwürdigen Worte, daß Gustav ein gewaltiger Soldat gewesen, wie es aber doch gut sei, daß er umgekommen; denn zwei Hähne vertrügen sich nicht auf einem Mist. Dennoch hielt er stets den Gedanken fest, durch die Schweden den Ruin Oestreichs zu befördern, aber sie alsdann zur Sicherheit seiner Herrschaft in Deutschland über die Ostsee zu jagen.

An der Spitze der schwedischen Macht stand nach dem Tode Gustavs der Reichskanzler Oxenstiern, einer von jenen Geistern, welchen bei großen Gesichtspunkten auch der kleinste Umstand nicht entgeht, und die eben aus dieser berechnenden Klugheit die höchste Kühnheit schöpfen. Mit ihm knüpfte Friedland die Unterhandlungen wieder an, die er mit Gustav gepflogen, und der Reichskanzler sandte ihm die mit eigener Hand geschriebene Erklärung, daß er, wenn Wallenstein sich im Ernst zum König von Böhmen aufwerfe, ihm helfen wolle, weil er wohl wisse, daß eben dieses der Wille des Königs gewesen sei.

Friedland äußerte bei Empfang dieſes Briefes: „gewiß, das Schreiben hat Hände und Füße; Oxenſtiern muß ein verſtändiger Mann ſeyn; es iſt aber noch nicht Zeit; wann die Zeit vorhanden ſeyn wird, will ich alles thun.“

Durch dieſes Verweiſen auf die Zeit erregte er bei den Schweden den Argwohn, daß er es nicht redlich meine. Graf Terzky beſchwor das Gegentheil; nur glaube der Herzog den Nativitätſtellern ſo viel, die Sterngucker ſprächen ihm ſo viel vor, welcher großer Herr er werden ſolle, wie alles geſchehen werde, wenn die Zeit komme.

Alles eignete ſich ſonſt im Anfang des Jahrs 1633 dazu, Wallenſteins Abſichten zu unterſtützen. Von den zerſtreuten ſchwediſchen Heeren ſtand eines in Schleſien, unter dem Grafen von Thurn, der in alle Geheimniſſe des Herzogs eingeweiht war, und brannte, ſich an Habsburg zu rächen. Das ſächſiſche Heer in Schleſien wurde von dem Feldmarſchall von Arnheim und dem Herzog Franz Albrecht von Sachſen-

Lauenburg angeführt; und beide Feldherren waren in freundschaftlicher Verbindung mit Friedland. Dieser selbst hatte schnell wieder eine große Heeresmacht zusammenzubringen gewußt. Bauern, die als Rebellen und Ketzer vom Kaiser waren geächtet worden, hatte er zu seinen Fahnen gerufen; aus geweihten Glocken hatte er sich neues Geschütz gegossen.

Mit der glänzendsten Pracht, die jeden Aufzug des Kaisers überstralte, zog er aus Prag ins Feld *). Die schönste Maiensonne lachte am Morgen; aber so wie er weiter zog, wölkte sich der Himmel, der Wind heulte, Regengüsse stürzten herab, jeden Augenblick waren die Wagen in Gefahr umgeworfen zu werden. Die Stadt Brandeis wurde mit Mühe erreicht. Ein nächtliches Feuer ergriff mehrere Häuser derselben, und verzehrte einen Theil des Feldgepäckes. Friedlands Gemüth wäre leicht durch diese böse Vorzeichen geschreckt; allein die Sterngucker ver-

*) 1633. Mai 3.

ſcheuchten durch eine höhere Erklärung die Wolken.

Seine Macht war ſo groß, daß er Schleſien raſch vom Feinde hätte reinigen können, und er zog auch dem vereinten Heer der Sachſen, Brandenburger und Schweden bei Nimpeſch nahe unter die Augen. In Schlachtordnung bewegten ſich beide Mächte gegen einander; ſchon ſind die Gemüther, die Arme zum Kampf auf beiden Seiten bereit, und plötzlich reitet Graf Terzky mit einem Trompeter aus Wallenſteins Lager und fordert zu Unterhandlungen auf. Sie fanden Statt zwiſchen den Anführern der Heere. Wiederherſtellung der böhmiſchen Freiheit, Begünſtigung der Proteſtanten, Vernichtung der Jeſuiten waren Bedingungen, durch welche Friedland die Ausſicht auf einen allgemeinen Frieden ſehr reizend machte; aber wenn Schweden nur eine Geldentſchädigung, Sachſen und Brandenburg nichts erhalten ſollten, indem Wallenſtein für ſich Böhmen und Mähren, und aus Rache gegen Maximilian von Baiern das Land ob der

Ens verlangte: so war durchaus kein Gleichgewicht in den Bedingungen. Mehr aber als dieser Umstand, schadete der Verhandlung, daß Friedland nicht verbergen konnte, wie er wünschte, mit den Sachsen vereint, die Schweden aus dem Reich zu jagen. Sowohl Arnheim, als der Herzog von Lauenburg äußerten, daß dies nicht treulich gehandelt, sondern ein Schelmenstück seyn würde.

Offenbar ging Wallensteins Absicht dahin, Sachsen und Brandenburg wider Habsburg und die schwedische Macht als Mittel zu brauchen. Unentschlossen blieb er jetzt nur, ob er den Streich zuerst auf die letzte, oder jenes richten sollte. Auf jeden Fall wollte er sich durch seine Verhandlungen mit den Feinden so stellen, daß sie ihm auch im Felde Vortheil brachten, und dem kaiserlichen Hofe so dargestellt werden konnten, als wären sie einzig eingeleitet worden, zum Vortheil desselben, den Feind zu betrügen. Indem seine verrätherischen Verhandlungen schon viele Personen umspannen, und sich selbst an

den französischen Hof erstreckten, blieb er in dem Mittelpunkt derselben ein geheimnißvolles Wesen. Das europäische System wollte er anwenden, um Habsburg zu Grunde zu richten; aber es sollte bis zum letzten Augenblick der Ausführung unentschieden bleiben, ob er es nicht zur herrlichsten Erhebung jenes Hauses habe brauchen wollen.

Glänzende Thaten erwartete der Kaiser von seiner großen Armada unter Friedland, und schon war der Herbst gekommen, ohne daß Kunde von einem bedeutenden Siege anlangte. Gleichsam nur neckend führte der Herzog den Krieg. Mit dem verbündeten Feinde in Schlesien, pflegte er zu sagen, kann ich spielen, wie die Katze mit der Maus. Bei Steinau umzingelte er ein Corps Schweden unter dem Grafen von Thurn, und nahm es gefangen. Den ersten Urheber der Rebellion in Böhmen sah man zu Wien schon voll Freude auf dem Blutgerüst. Friedland gab ihm die Freiheit, und auf alle Vorwürfe deshalb, die Antwort: „Was soll ich mit

dem unſinnigen Menſchen anfangen? wollte Gott, die Schweden hätten keinen beſſern General, als den Thurn. Er wird beim Feinde uns größern Nutzen ſchaffen, als hier im Gefängniß."

Einen gewaltigen Riß in Friedlands hinterliſtige Plane machten die Siege Bernhards von Weimar, welche ihn im Spätherbſt bis an die Donau brachten. Die Feſtung Paſſau ward von ihm bedroht. Wor ſie gefallen: ſo lagerte ſich die Gefahr drückend auf die öſtreichiſchen Erbländer.

Auf die dringendſten Bitten und Befehle des Kaiſers, Paſſau zu decken, bewegte ſich Wallenſtein langſam aus Böhmen nach der Oberpfalz. Wenigſtens die Winterquartiere ſollte er in der Nähe des furchtbaren Feindes halten; allein er brach plötzlich wieder auf und ging nach Böhmen zurück. Maximilian und Baiern ſollten dem Feinde preisgegeben werden.

Der vornehmſte Grund dieſes Rückzuges lag aber in der Entdeckung Wallenſteins, daß man ihn ſchon am kaiſerlichen Hofe als einen Ver-

räther betrachte, ſich wenigſtens nicht mehr ſicher glaube, wenn die ganze bewaffnete Macht des habsburgiſchen Hauſes in ſeinen Händen ruhte. Als Generaliſſimus von Oeſtreich und Spanien konnte er, ſeinem Vertrage gemäß, fordern, daß jedes Heer des habsburgiſchen Hauſes unter ſeinem Befehl ſtehen ſollte. Dieſe Schwierigkeit hoffte man zu umgehn, wenn man dem ſpaniſchen Heere, welches aus Italien nach Deutſchland zu ziehn beſtimmt war, den Bruder des Königs von Spanien, den Cardinal Infanten, Don Fernando, zum Anführer gab. Sein hoher Rang ſollte es entſchuldigen, wenn er dem Generaliſſimus nicht untergeordnet wurde; allein der Vertrag mit dieſem war dennoch von Seiten des Hofes gebrochen.

Vergebens beſchwerte ſich Friedland darüber, vergebens erbot er ſich, ein zweites Heer aufzuſtellen, welches mächtiger ſei, als das ſpaniſche, damit es dem Kaiſer an keinen Armaden fehle. Der Herzog von Feria, als Vorläufer des Infanten, erſchien mit zehntauſend Mann auf deutſchem Boden.

Es läßt ſich kaum bezweifeln, daß Wallenſtein auch ohne dieſen Bruch des Vertrages durch das Haus Habsburg früher oder ſpäter zum Verräther gegen daſſelbe geworden wäre; aber noch konnte er jeden Schritt, welchen er gethan hatte, als für das Kaiſerhaus gethan beſchreiben; er brauchte ſelbſt nicht einmal einzuräumen, daß er wirklich geſpielt habe mit der Idee des Verrathes.

Durch Böhmen und Mähren vertheilte er ſeine Krieger alſo, daß er ſich kaum regen durfte, um dieſe Länder dem Kaiſer zu entreißen: ein Wink von ihm reichte dazu hin. Oberöſtreich hatte er auf gleiche Weiſe gefeſſelt; das nicht beſetzte Unteröſtreich hielt er umklammert. Zu Pilſen hatte er ſeinen Standort: zweitauſend Küraſſiere und ein Regiment Fußvolk, die tapferſten und ihm treuſten Krieger ſeines Heeres machten eine Wagenburg um ſeine geheiligte Perſon. Er ſchien der Herrſcher, und Ferdinand zu Wien ein entthronter Monarch im Gefängniß.

Alle Befehle des Kaiſers an den Herzog zweckten freilich dahin ab, ſich aus dieſer bangen Lage zu reißen; allein der Feldherr gehorchte keinem derſelben. In Oberöſtreich führte der Oberſt Suys den Oberbefehl, und gehorchte der kaiſerlichen Weiſung, daß er gegen den Feind nach Paſſau vorrücken ſollte. Sogleich drohte Wallenſtein, ihm den Kopf abſchlagen zu laſſen, wenn er nicht nach Oeſtreich zurückginge. Suys gehorchte, und der Feldherr ſchrieb ihm, wie es ihm zum beſondern Gefallen gereiche, daß er ſeine Befehle beſſer beobachtet habe, als die Kaiſerlichen.

Nun auf den gefahrvollen Scheideweg geſtellt, der Dankbarkeit des Kaiſers gegen ihn, dem Vertrauen gegen ihn, welches derſelbe noch nicht ganz in ſeiner Bruſt erſtickt hatte, ſich wehrlos hinzugeben, oder mit Gewalt als Verräther und Feind gegen das öſtreichiſche Haus aufzutreten, konnte Friedland nur dies letzte ergreifen. Die Größe, welche ihm die Sterne verhießen, konnte ſein Glaube nicht aufopfern, noch weniger ſeine

Bruſt die Ladung der Rache, ſein Argwohn den gänzlichen Zweifel an der Freundſchaft des Kaiſers, wenn er nicht mehr gefürchtet wurde.

Unter ſeinen Feldherren war die Seele ſeines Schwagers, des Grafen Terzky, ihm ganz verpfändet; aber er konnte wenig auf deſſen Klugheit bauen, da die alte Frau Terzky geſtorben war, bei deren Tode der Graf Thurn ausrief: nun geht das ganze Terzkyſche Haus zu Grunde. Ein Anverwandter Terzky's, der Graf Kinsky, von Oeſtreich der Religion wegen verfolgt, war mit glühendem Haſſe wider daſſelbe zur Verſchwörung bereit. Zwei rohe Gemüther unter den Anführern des Heeres hatte der Herzog auf eine niedrige Weiſe gewonnen. Den Feldmarſchall Illo bewog er, um den Grafentitel in Wien nachzuſuchen, und verſprach ſein Geſuch zu unterſtützen. Allein er ſelbſt hintertrieb es, und der betrogene Illo ſchwor mit ihm ewigen Haß gegen Habsburg. Durch erdichtete Briefe belog er den Croatengeneral Iſolani, daß der Hof ihm das Commando nehmen wolle, und die

dadurch wankende Treue des liederlichen Kriegers verführten gänzlich reiche Geſchenke. Auf den General der Reiterei, den tapfern, ſchlauen Octavio Piccolomini, ſetzte Friedland das höchſte Vertrauen; denn die Sterne ſagten, daß ihre Seelen verbunden wären. Gegen ihn ergoß er den heißen Strom von Rachſucht und Ehrgeiz, der in ſeiner Bruſt tobte, ſchilderte er mit glühenden Farben den Ruin Habsburgs. „Am kaiſerlichen Hofe, ſprach er, herrſcht nichts als Undank, und gegen die Soldaten verfährt man mit aller erſinnlichen Tyrannei. Man iſt dort ganz allein auf ihren Untergang bedacht, die Bezahlung kommt ihnen nicht in Sinn. Ich für meine Perſon werde auf alle Art mortificirt, und ich muß abermals in Sorgen ſtehen, mit Verachtung abgedankt zu werden. Um keine zweite Verkleinerung meiner Ehre und Reputation ertragen zu müſſen, bin ich entſchloſſen, mein Heil und Glück zu verſuchen. Ich will mit den vornehmſten, aus der ganzen Armee auserwählteſten Truppen zu den Feinden übergehen, und

mit verbundener Macht die östreichischen Erbländer so lange bekriegen, bis ich sie und des Kaisers eigene Person in meine Gewalt bringe, bis ich das ganze Haus Oestreich nicht allein in Deutschland, sondern überall, wohin sich seine Monarchie erstreckt, völlig mit der Wurzel vertilge und ausrotte."

Piccolomini machte leise Einwürfe, wie die Ausführung eines solchen Planes ihm ein schweres Werk scheine. Aber Friedland entgegnete: „in wichtigen Sachen ist nur der Anfang schwer, und in Anschlägen, wobei es ganz auf gutem Wagen beruht, wo nichts als der Verzug die Gefahr vergrößert, sind solche Difficultäten gar nicht in Anschlag zu bringen, und meine Sachen sind nunmehr dahin gediehen, daß ich mich dem Glück nothwendig vertrauen muß. Die himmlischen Wahrzeichen fordern mich zur Erhöhung meines Standes auf, und ich will diese erwünschte Gelegenheit benutzen, sollte ich auch nur allein tausend Pferde zur Unterstützung haben."

Als Piccolomini merkte, wie tief sich diese

Gedanken in Wallenſteins Seele geſenkt hatten, und wie wenig dieſer Geiſt von ihnen laſſen werde, hüllte er ſich in Schweigen oder Verſtellung. Er ſelbſt ſparte keine Klagen wider den Hof des Kaiſers.

Graf Terzky warnte den Herzog von Friedland vor Ottavio Piccolomini, der ein Fremdling, ein Gemüth voll Mißgunſt über ſeine Größe ſei, und gewiß Verräther werde. Aber Wallenſtein erwiederte: „in der Nativität des Piccolomini habe ich Uebereinſtimmung unſrer Schutzengel gefunden, ſeine Konſtellation iſt genau die meinige, aus dieſer Urſache kann mich der Graf nicht hintergehn.“

Inzwiſchen ward es dem Kaiſer ſchwer, den vielen Zeichen von Verrath, welchen Wallenſtein ſchmiedete, Glauben zu ſchenken. Seine Räthe ſprachen für und wider die Wahrſcheinlichkeit, daß der Generaliſſimus von Habsburg abfallen werde. Ihn zu ergründen, ſandte man in ſein Lager den ſchlaueſten Mann, den Beichtvater der Königin von Hungarn, Diego Quiroga, ei-

nen Kapuziner. Wallenstein hatte ihn ehmals mit Vertraulichkeit behandelt; aber von ihr waren jetzt wenige Spuren, wiewol er ihn mit ausgezeichneter Höflichkeit aufnahm. Quiroga brauchte zum Vorwand seiner Sendung, daß er den Feldherrn bewegen wollte, dem Verlangen der Spanier gemäß doch sechstausend Pferde zur Verstärkung des Kardinal Infanten abzuordnen. Aber selbst auf dieses Gesuch konnte er nichts als zweifelhaften Bescheid erhalten, und alle seine listigen Fragen waren von keinem Erfolge. Es blieb ihm unmöglich, auf den Grund der Gerüchte von einem Verschwörungsplane wider den kaiserlichen Hof zu kommen, bis er durch Geistliche, die mit Wallensteins Freunden in Verbindung lebten, erfuhr, welche Anschläge der Feldherr mit Terzky und Illo berathe, welche Eröffnungen er gegen Ottavio Piccolomini gemacht habe.

Auf der Rückreise, um seine Entdeckung in Wien mitzutheilen, stieß der Kapuziner auf den Grafen Maximilian von Wallenstein, und mel-

dete demſelben: Sein Vetter der Herzog gefalle ihm weder an Geſundheit des Leibes noch des Gemüthes, werde allem Anſehn nach nicht lange mehr leben; doch könne er mit ſeinem böſen Vorhaben alles in Verwirrung bringen, und den ganzen Ruin des Erzhauſes bewirken. Er bat den Grafen, nach Möglichkeit den Feldherrn davon abzuhalten, daß ſeine ſo anſehnlichen dem Erzhauſe treuerzeigten Dienſte, ſein erworbener Ruhm und hochgebrachter Stand nicht auf einmal verdunkelt und zu Grunde geſtoßen werden."

Ferdinand hatte Maximilian von Wallenſtein abgeſchickt, um durch die Stimme des Blutes auf den Generaliſſimus zu wirken, und ihm ſagen zu laſſen, daß noch kein Argwohn in ſeiner Seele Wurzel gefaßt, noch nichts ſein Herz von ihm abwendig gemacht habe, daß er ihm vor allen verpflichtet ſei, und nichts mehr wünſche, als die fortdauernde Ueberzeugung von des Herzogs guten Dienſten. Wie Maximilian im Lager anlangte, ließ ihn ſein Oheim ſogleich rufen und ergoß ſich gegen ihn mit alter Vertraulichkeit,

aber mit den bitterſten Klagen wider den Kaiſer und ſeine Umgebung. Der Graf ſuchte den Hof zu vertheidigen, und der Feldherr zog ein herbes, finſteres Geſicht, und ließ jede Mittheilung des Vertrauens aufhören. Nur die rohen Genoſſen Terzky und Illo wollten Maximilian, doch vergeblich, durch Vorſtellungen, Bitten und Drohungen in die Verſchwörung ziehn.

Indeß wankte Ferdinand in ſeinem Unglauben an Wallenſteins verrätheriſche Abſichten erſt bei den Berichten ſeines vertrauten Geheimenraths des Grafen von Trautmannsdorff. Dieſer lebte einige Zeit auf ſeinem Landgut in der Nähe von Pilſen, und beobachtete in der Stille, ohne des Herzogs Argwohn zu erregen, deſſen Wandel und Thun. Auf der Rückreiſe nach Wien empfing er einen Beſuch von Wallenſtein, der ihm ſagte, wie viel mehr er von ihm halte, als dem Fürſten von Eggenberg, und ihm vertrauen müſſe, daß er ſich mit nicht Wenigerm begnügen wollte, als mit der Ober- und Unter-Lauſitz, der Neumark, den Herzogthümern Glo-

gau und Sagan, welche der Kaiſer ſammt dem Herzogthum Friedland von der Erbunterthänigkeit frei machen, und dem oberſächſiſchen Kreiſe einverleiben müßte. Trautmannsdorff ſchwieg auf dieſe Aeußerungen, und ſchilderte nach ſeiner Ankunft in Wien dem Hofe die ganze Gefahr.

Wallenſtein wurde immer wilder durch die Entdeckung, daß ihn der Kaiſer mit Kundſchaftern umringte, die den Ton alter Vertraulichkeit anſtimmten, und legte ſeinen Unmuth ſo offen dar, daß er alle Rückſicht auf die öſtreichiſche Regierung aufgab. Er nannte ihr die Officiere nicht mehr, die er zu Generälen befördert wiſſen wollte, ſondern machte dieſe ſelbſt, ohne die Genehmigung des Hofes zu verlangen. Seinen vertrauten Terzky ernannte er zum General der Kavalerie, und gab unter ſeinen Befehl fünf Regimenter Küraſſiere, zwei zu Fuß und ein Dragonerregiment, auf welche er vorzüglich vertraute.

Nichts that ihm weher bei ſeinem Beginnen, als daß ſein vertrauter tapfrer Gefährte, der

Feldmarschall Holck, gestorben war. Nun mußte alles in die plumpen Hände eines Terzky, eines Illo gegeben werden. Wiewol ihm die Sterne Vertrauen gegen Ottavio Piccolomini geboten, merkte er doch, daß vorsichtige Klugheit bei demselben zu sehr überwiege, als daß er zu raschen Wagnissen gebraucht werden könnte.

Ohne Vorwissen des Kaisers hatte der Feldherr sämmtliche Befehlshaber in seinem Heer nach Pilsen beschieden, und die meisten erschienen. Am eilften Jänner 1634 waren sie zum erstenmal versammelt. Der Herzog selbst kam nicht in die Versammlung: durch Illo ließ er ihr die letzten Forderungen des kaiserlichen Hofes und Kriegsraths vorlegen, und sie fragen: ob möglich, die Winterquartiere außer den Erbländern zu nehmen? ob möglich gewesen, die Stadt Regensburg bei damaliger Winterzeit wieder zu erobern? ob thunlich und rathsam, sechs tausend Pferde von der Armada wegzulassen? Einstimmig war die Antwort, daß weder das eine noch das andre thunlich und rathsam und

ſonſt der Ruin der Armada gewiß ſeyn würde. Illo berichtete dieſen Erfolg dem Feldherrn, und kam mit ſcheinbarer Beſtürzung zurück zu der Verſammlung. Mit der lateiniſchen Formel, daß unrecht ſei, Undankbaren zu dienen, begann er. Die Oberſten ſollten aus ſolchem Zumuthen abnehmen, wie von dem kaiſerlichen Hofe unmögliche Dinge dem Generaliſſimus aufgebürdet würden. Wenn er nicht ſogleich gehorche, verfolge man ihn, wie dann die Spaniſchen ihm allbereit mit Gift hätten beikommen wollen. Die kaiſerlichen Miniſter und Räthe hätten ſie auf ihre Seite gebracht, und trachteten mit allen Kräften dahin, den König von Hungarn in das Feld zu befördern, ihn nachmals herumzuführen nach Gefallen, und die völlige Diſpoſition der Waffen unter ſich zu bringen. Durch welches ſie nichts anders vorhätten, als die Grundfeſte ihrer Monarchie in dieſen Ländern zu errichten, die deutſche Freiheit aufzuheben und das heilige römiſche Reich wider die alten Privilegien erblich zu machen. Darum wollten ſie den Herzog von Friedland entnerven.

darum wäre unter ſcheinbarem Vorwande befohlen, den größern Theil der Armada nach Baiern zu führen, ungeachtet der vorhandenen harten Winterzeit, und wiewol wiſſentlich, wie hart und übel jener Churfürſt den Soldat zu behandeln pflege. In den kaiſerlichen Erblanden ſei weder Geld noch Volk zu bekommen, der Kaiſer ſelbſt ſei nur ein Raub der Jeſuiten, welche durch ihren gewöhnlichen Betrug unter dem Schein der Religion alles Geld verſchluckten. Mit ihnen plünderten die kaiſerlichen Miniſter die Länder, die für den Soldat angewieſen wären, und verſchwendeten für ihre Hoffahrt den ſauren Schweiß der armen Soldaten. Wohin dieſe kämen, Quartier zu begehren, da thäte man nicht anders, als wenn ſie Türken, Teufel oder Tartarn wären. Dadurch ſähe der Herzog von Friedland ſeine Ehre ſehr gefährdet, die er mit ſeinen acht und zwanzigjährigen Kriegsdienſten erobert hätte, dadurch werde ihm unmöglich, den Kriegsknechten zu halten, was er ihnen vielmals verſprochen. So wolle er die Armada verlaſſen und ſeiner

Gesundheit warten, ehe er mit Schimpf und Schande von neuem verstoßen werde. Doch wolle er hierüber der Obersten Wohlmeinen und treuherziges Mitleid vernehmen.

Illo fügte dann hinzu, daß sie bedenken sollten, was ihnen von des Herzogs Abzug für Gefahr und Schaden zustände. Ihre Regimenter und Kompagnien hätten sie meistentheils auf sein Zusprechen aus eigenem Säckel errichtet, und sie würden, von ihm verlassen, nichts seyn, als ruinirte Kavaliere. Weshalb der beste Rath sei, den General mit allem Fleiß anzuhalten, daß er den Befehl fortführe.

Ein allgemeines Geschrei erhob sich, daß der Herzog bei ihnen verharren müsse, und deshalb geschah an ihn eine Abordnung; allein er wankte nicht in seiner Verstellung. Einer zweiten Gesandtschaft, die noch dringender flehte, ergab er sich endlich wie erweicht, und versprach zu bleiben, nur um zu sehen, welcher Unterhalt, welche Bezahlung der Armada würde.

Als die Abgeordneten diesen Entschluß der

Verſammlung überbracht hatten, nahm Illo wieder das Wort. Der Feldherr werde ſich ohne ausdrückliches Vorwiſſen der Generäle und Oberſten nicht von der Armada wegbegeben; aber verlange dagegen, daß ſie ſich ſämmtlich und ein jeder inſonderheit ſtatt eines körperlichen Eides verpflichten ſollten, getreu bei ihm auszuhalten, ſich nicht von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen, nach Möglichkeit zu befördern, was ihm und der Armada fromme, und Alles für ihn bis zu dem letzten Blutstropfen ungeſpart aufzuopfern.

Der Rittmeiſter Neumann, welcher die Schreiberdienſte bei Wallenſtein verſah, las eine Urkunde vor, die in dieſem Geiſt abgefaßt war, und den Generälen und Oberſten zur Unterſchrift vorgelegt werden ſollte. Sie brauchten dieſelbe nicht wegen ihrer Treue gegen den Kaiſer zu verweigern, denn ihre Gelübde gegen Friedland wurden in dieſer Schrift beſchränkt durch die Klauſel, daß ſie gültig ſeyn ſollten, ſo lange der Herzog im Dienſt der kaiſerlichen Majeſtät ver-

bleiben und ſie zu dieſem Dienſt brauchen würde.

Illo führte darauf alle zu einem glänzenden Bankett. Nachdem in Wein geſchwelgt war, ging die Urkunde zur Unterſchrift umher. Viele unterzeichneten, ohne ſie durchzuleſen, bis einige entdeckten, daß eben jene Klauſel in ihr ausgelaſſen ſei, und die Unterzeichnung verweigerten. Illo wollte ſie mit freundlicher Rede dazu bewegen: an etlichen Worten ſei nicht viel gelegen, und des kaiſerlichen Dienſtes ſei ja doch im Eingang gedacht. Als die Weigerung fortdauerte, zog Terzky das Schwert und ſchimpfte alle die meineidige Schelme, die es nicht mit Friedland halten wollten. In einem Augenblick entblößten alle, die unterſchrieben hatten, auch ihre Degen, und keine Unterſchrift ward mehr verweigert. Ottavio Piccolomini vergaß im Rauſch die Verſtellung. Er griff mit der Linken einen großen Becher, in der Rechten den blanken Degen, trank er den Gäſten die Geſundheit des Kaiſers zu. Weil die Ueberladung ſeines Magens in dem

Augenblick hervorbrach, hielt man zu seinem Glück diese Gesundheit für Spott.

Friedland war über die Weigerung einiger Obersten, unbedingt zu unterschreiben, sehr ergrimmt, und ließ am folgenden Tage die ganze Versammlung zu sich rufen. Er sprach über die Forderungen des kaiserlichen Hofes mit dem schmachvollsten Ausdruck. Wenn ein Schülerjunge dergleichen begehrte, so wäre er werth, daß man ihn mit Ruthen streiche. Er wolle sich deshalb zurückziehn und seiner Gesundheit abwarten. Es wären ja etliche Befehlshaber, die allerlei Reden und Gedanken machten, dieselben mögten dem Werk besser nachsinnen; er wolle sich lieber todt, wie also beim Leben sehen.

Die Obersten traten darauf im Vorzimmer zusammen und kehrten zurück mit dem Ersuchen: er wolle dasjenige, was den vorigen Tag von etlichen wenigen beim Trunk vorgegangen, nicht so hoch beherzigen, da sie jetzt in der Nüchternheit des einhelligen Willens wären, die Schrift zu unterschreiben.

Dennoch blieb Wallenstein dem Schein nach unerschüttert. Es sei schon zu weit, entgegnete er, mit den Verfolgungen seiner Neider gekommen. Ohne männliche Kinder, brauche er keine größere Hoheit, er trachte nicht nach höherm Ruhme. Um des Kaisers willen habe er alles gethan, das Generalat wieder angenommen, durch viele Strapazen in des Kaisers Dienst wäre sein Leib schier zu einem dürren Gerippe geworden. Ihn verlange sehr, den Herren seine Zuneigung darthun, sein Versprechen erfüllen zu können, und hoffe, daß ihnen von den kaiserlichen Ministern Genugthuung verschafft werde.

Die Befehlshaber beschworen ihn von neuem, daß er bei ihnen bleiben möge, und gelobten ihm Anhänglichkeit bis in den Tod. Schmerzlich und halbweigernd schien er endlich anzunehmen, was sein Inneres glühend wünschte. Illo brachte drei neue Abschriften der Urkunde, weil im Weinrausch oder mit Absicht viele Namen unleserlich geschrieben waren, und alle drei wurden von zwei und vierzig Befehlshabern bei verschloßnen

Thüren unterzeichnet. Der älteste General des Fußvolks, der Reiterei und der Anführer der Kroaten erhielten jeder ein Exemplar mit den Unterschriften.

Noch fehlte es der Verschwörung an reifer Kraft, weil der Generallieutenant Gallas, und die Feldmarschälle Altringer und Koloredo sich nicht zu Pilsen eingefunden hatten. Auf dem Wege dahin war Altringer mit verstellter Krankheit zu Frauenberg geblieben. Ottavio Piccolomini erbot sich, zu ihm zu eilen, und ihn unter die Verschwornen zu ziehn. Wallenstein vertraute den Sternen und ihm. Altringer erfuhr durch Ottavio die Verschwörung, flog nach Wien, sie dem Kaiser zu offenbaren. Piccolomini übernahm auf Friedlands Geheiß den Oberbefehl im Lande ob der Ens. Darin lag vorzüglich Hoffnung, das Haus Oestreich zu retten; denn seine Treue bewahrte dem Kaiser die Päſſe, durch welche Rettung aus Italien kommen konnte, indem alle übrige Wege, auf welchen noch Hülfe

hätte

hätte nahen können, schon von den Schweden und ihren Bundesgenossen besetzt waren.

Mit den Schweden die Verhandlungen wieder anzuknüpfen, war für Friedland in dieser Lage so heilsam, als schwierig. Axel Oxenstiern, mit seinem gesunden, klaren Sinn, mußte ihn für einen hinterlistigen Lügner halten. Er begriff weder seine sich durchkreuzenden Plane, noch den Einfluß der Gestirne auf seine Entschließungen. Nur wenn Friedland in offenbarer Rebellion gegen den Kaiser aufstand, wollte er ihn unterstützen. Diese Vorsicht hatte er dem Herzog Bernhard von Weimar eingeschärft; von ihr wich er auch jetzt nicht gegen Wallensteins Unterhändler.

Nun im Gedränge der Boten, welche Bernhard zur Unterstützung riefen, und ihm den Ausbruch der Verschwörung als sehr nahe verkündeten, nahte er vorsichtig den böhmischen Gränzen. Unter Arnheim zogen die Sachsen zur Unterstützung der Verschwörung heran. Friedland hoffte, die Schweden und Sachsen würden schnell

ſo weit vordringen, daß er am vier und zwanzigſten Februar ſchon zu Prag den Thron beſteigen könne.

In düſtrer Nacht war Altringer nach Wien gekommen, und vor den aufgeweckten Kaiſer geführt. Im geheimſten Rath am frühen Morgen wurde der Verrath Friedlands als unbezweifelt erkannt.

Es erging Befehl an die treuen Befehlshaber, den Herzog nebſt Illo und Terzky zu verhaften, und wenn dies nicht möglich, ihn todt zu liefern. An Gallas wurde das Patent der Abſetzung Friedlands geſchickt, und der Oberbefehl vorläufig übergeben.

Dieſe Befehle, dies Patent, mußten noch das ſtrengſte Geheimniß bleiben. Der geringſte Argwohn Wallenſteins von ihrem Daſeyn wäre Verderben derer geweſen, welche ſie empfingen.

Alle, die dem Kaiſer treu waren, wünſchten ſich weg aus der Nähe des furchtbaren Verräthers. Altringer war auf ſein geheucheltes Krankenlager nach Frauenberg zurückgekehrt: Gallas,

der endlich nach Pilsen gekommen, erbot sich, ihn herzulocken. Gern ward er entlassen. Mit Altringer zog er so viel Krieger als möglich auf des Kaisers Seite, und begab sich nach Linz. Piccolomini, welcher nach Pilsen zurückgekehrt war, um keinen Argwohn zu erregen, zeigte noch Hoffnung, beide zurückzubringen, und mit herzlichem Vertrauen entließ ihn Friedland.

Als dieser des Betrugs gewahr wurde, als die Anhänglichkeit seiner Krieger ihm stets schwankender erschien, wollte er nach Prag eilen, um den Thron noch zu besteigen. Wohl hatte ihm ein Sterndeuter gesagt, daß dann großes Unglück über ihn kommen werde. Ich sterbe dann doch als König, war seine Antwort; preißt ihr den großen Julius nicht glücklich, daß er vor seiner Ermordung Cäsar gewesen?

Es kam aber die Nachricht, daß sich der Oberst Suys im Namen des Kaisers der Hauptstadt bemächtigt habe, daß alle umliegende Regimenter sich für den Hof erklärt hätten. Durch ein öffentliches Mandat war Friedland für einen

Verräther erklärt worden. So ſchnell und ſo groß war ſchon die Wirkung deſſelben.

Mit vierhunderttauſend baaren Dukaten in Eurer Truhe, ſagte ihm jemand, geht ſicher an den Hof, und ſagt, alles ſei ein Verſuch geweſen, die Treuen und die Verräther in der Armee kennen zu lernen, und Ihr ſeyd wieder der alte Friedland. Der Vorſchlag ſcheint gut, erwiederte er; aber der Teufel traue.

Schon nahten die treuen Regimenter unter Piccolomini, Gallas und Altringer; wie ein Verpeſteter wurde Wallenſtein geflohn. Er ſah bald eine ſchreckliche Oede um ſich, nur ſeine Vertrauteſten blieben ihm nahe.

Zwei Tage vor jenem, den er zur Krönung in Prag beſtimmt hatte, begab er ſich eiligſt von Pilſen nach Eger. Mehr ein militäriſches Gefolge, als eine kriegeriſche Macht, war ſeine Begleitung. Zu ſeinem Verderben war bei derſelben das Dragonerregiment des Oberſten Buttler.

Dieſer war von Gallas gewonnen, und kannte

des Kaiſers geheime Befehle. Kaum angelangt in Eger, ging er auf die Citadelle zu den beiden Schotten, Gordon und Leßlie, welche daſelbſt den Befehl führten. Als Irländer war er faſt ihr Landsmann. Allen drei hatte Friedland große Wohlthaten erwieſen, beſonders war Gordon ſchnell durch ihn vom Gemeinen zum Oberſten erhoben.

Um vier Uhr des Nachmittags war Wallenſtein angekommen: ſchon vor Mitternacht beredete ſich Buttler mit Leßlie über ſeinen Untergang. Die Schweden waren nahe; Eger ſollte ihnen eingeräumt werden. Jede Maaßregel gegen Friedland mußte ſchleunigſt ergriffen werden. In derſelben Nacht beſtürmten Buttler und Leßlie Gordons Dankbarkeit gegen ſeinen Feldherrn. Mit gezogenen Schwertern, knieend beſchworen alle drei den Bund zu Friedlands und ſeiner Mitgenoſſen Verderben.

Am folgenden Tage verſuchte Illo alle Vorſtellungen, um die drei Verſchwornen beſtimmt für den Herzog zu gewinnen. Sie forderten auf

einen Tag Bedenkzeit. Doch auf den Abend lud Gordon die Grafen Kinsky und Terzky, den Feldmarschall Illo und den Obersten Neumann zu einem Mahl auf die Citadelle, und man nahm die Einladung an, in Hoffnung, sich traulich zu berathen.

Unmittelbar vor dem Mahl zogen die drei Verschwornen noch einige Officiere an sich, unter welchen der Oberstwachtmeister Robert Geraldin, und der Hauptmann Walther Deveroux am bekanntesten geworden.

Die Gäste wurden lauter und fröhlicher, je mehr sie sich in Schmähungen gegen Oestreich ergossen; sie dürsteten nach dem Blute der Habsburger. Unterdeß schlich Geraldin mit dreißig Dragonern, sämmtlich Irländern, in die Citadelle: sie kamen truppweise. Die Diener der Gäste wurden gegen Ende des Mahls entfernt in ein abgelegenes Zimmer. Dragoner bewachten sie; alle Zugänge zum Speisesaal waren besetzt.

Das Zeichen wird durch Leßlie gegeben; und

Geraldin tritt mit ſechs Dragonern aus einem Nebenzimmer. Sie rufen: wer iſt gut Kaiſerlich? Vivat Ferdinandus! rufen Buttler, Gordon und Leßlie, ſpringen von ihren Sitzen auf nach einer Seite. Kinsky, Illo und Terzky fallen unter den Streichen der Dragoner. Neumann entkommt in den Vorſaal. Sein Loſungswort, Sankt Jakob, das Friedland gegeben, iſt kaum geſprochen: ſo ſtürzt er durchbohrt hin.

Wallenſtein berechnete jetzt mit Seni, was die Geſtirne verkündeten. Der Sterndeuter ſah Gefahr über des Feldherrn Haupt; ſchon vorübergeſchwebt erblickte ſie dieſer. Der Sturm heulte draußen, und Wallenſtein ging zum frühen Schlummer.

Die Mörder ſeiner Vertrauten ſcheuten ſich jetzt noch, den Feldherrn zu morden, welcher ſo lange das Schrecken der Feinde des Kaiſers geweſen. Nur ihre eigene Todesgefahr, wenn er nicht gemordet wurde, beſtimmte ſie endlich.

Sie ſchlichen in die Stadt mit den erwählten dreißig Dragonern; mit Buttlerſchen Kriegern wurden die Straßen beſetzt. Unaufgehalten kam Hauptmann Deveroux mit ſechs Dragonern in Friedlands Wohnung; gegenüber ſcholl ſchon die Wehklage der Gräfinnen Terzky und Kinsky, welche durch einen aus der Citadelle entſchlüpften Bedienten von dem Blutbade benachrichtiget waren.

Hinauf zu Friedlands Schlafgemach eilten die Mörder. Still! der Herzog ſchläft! flüſterte ein Kammerdiener. Von einer Hellebarde durchbohrt ſtürzte er nieder. Aufgeſchreckt aus dem Schlaf, gänzlich ausgekleidet, ſprang Friedland zur Thür. In dem Augenblick ſtürzten die Mörder herein. Er wandte ſich und lehnte ſich an das Fenſter. Deveroux ſchrie ihn an: biſt du der Schelm, der Ihrer kaiſerlichen Majeſtät die Krone vom Haupte reißen will? Stirb jetzt! Mit ausgebreiteten Armen empfing Friedland in die Bruſt den durchbohrenden Stoß der Helle-

barde, und ſtarb ohne einen Seufzer. In der Carthauſe zu Gitſchin, welche ſeine Gemahlin geſtiftet, ruht ſeine Aſche.